3 1761 07502296 2

Gesammelte Gedichte

von

Carl Weitbrecht.

Otto Feucht.

36 A
W1

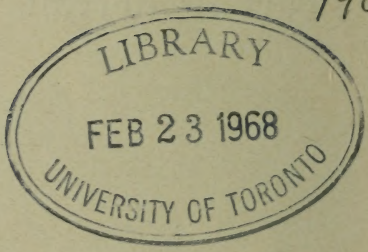
Gesammelte Gedichte

von

Carl Weitbrecht.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1903.

PT
2647
E56A17
1903



Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

I.

Jugendstimmungen.

Seite

Burschenabschied (1869) 3
Gruß an Tübingen (1877) 5
Winterwanderung (1871) 7
Von dannen! (1870) 8
Trotz (1870) 10
Erinnerung (1872) 11
Es war einmal — (1870) 12
Liebesklänge. I.—III. (1871) 12
Herbstmorgen (1872) 15
Psalm 137. (1873) 16
Bruder Conrad (1871) 17
Herbstlaub (1873) 23
Und wer die schönste Blume malt — (1870) 24
Mainacht (1870) 24
Auf der Wanderung (1872) 25
In der Früh (1872) 25
Frühlingsnacht (1872) 26
Am Gartentor (1878) 29
Winternacht (1869) 30
Flatternde Blütenflocken (1873) 30
Nach dem Wetter (1874) 32
In der Ernte I. II. (1877) 33
Klärung (1876) 34

Seite

Traumesgrüße (1873) 35
Eduard Mörike (1880) 36
Geduld! (1878) 37
April (1872) 38
Frühlingslieder I. II. (1871, 1874) 38
Mittagsstille (1873) 39
Im Sommer (1873) 40
Herbststimmung (1878) 41
An mein Weib (1874) 41
Auf meines Kindes Tod I—III. (1875) 42
Geburtstag (1876) 43
In der Kinderstube (1879) 44
Der Mutter (1877) 46
An Eduard Paulus (1879) 48
Dämmerung (1872) 50

II.

Bunte Bilder.

Nornagest. I. II. (1876) 53
Am Nordmeer (1874) 56
Fahr über! (1880) 58
Sigrun. I.—VIII. (1878) 62
Odins Rabengesang (1877) 72
Schmiedebrauch (1877) 74
Irrlicht (1872) 76
Ein Erschlagener (1872) 77
Wasserständchen (1869) 78
Eine alte Geschichte. I. II. (1871) 79
Ein Leben. I.—X. (1873) 84
In einer Kirche. I. II. (1875) 95
Hagelschlag (1882) 97
Wald! (1882) 100
Die alte Kelter (1884) 102
Im Einsiedeltal I.—III. (1886) 104
Sommerblumenzeit (1885) 109
Vogelscheuchen (1891) 110

Seite

Wenn der König käm' — (1894) 111
Aus dem Pfarrhause (1881).
I. Einzug 114
II. Studium 115
III. Wort 117
IV. Sakrament 118
V. Seelsorge 119
VI. Zukunft 121
Am Mühlenteich (1878) 123
Das Blumenmädchen. I. II. (1892) 124
Wettrennen (1891) 128
Die Meduse. I.—XVIII. (1879) 129
Die Künstlerin. I.—VI. (1880) 143

III.

Zeit und Zorn.

Lieder von Einem, der nicht mit darf (1870)
I. Mir ist's versagt, zu reiten — 165
II. Trompeter blas! 167
III. Nachtwinde 169
IV. Ausmarsch 170
V. Im Korn 172
VI. Generalmarsch 173
VII. Der erste Tote 174
VIII. Am Abend nach der Schlacht 175
IX. Reiterlied 176
X. Trinklied 177
Der letzte Morgen zu St. Cloud (1870) 179
Totenopfer (1870) 181
Zum 30. November und 2. Dezember (1871) 184
Landwehrmanns Heimkehr (1871) 185
Schelmenliedlein zum 2. September (1876) 186
Aus den Liedern eines deutschen Invaliden. I.–VI. (1874) . 187
Der Tag der Unfehlbarkeit (1874) 192
Des Papstes Segen (1874) 193
Bismarck. I. (1874) II. (1890) 194

Seite

Die Wala (1880) 196
Den Verstockten (1878) 205
Im kleinen Städtchen (1889) 206
Der Herr Kommerzienrat. I.—IV. (1882) 208
Auf dem Gletscher (1888) 214
Zeitgenossen im Tiergarten (1894) 216
Epistel (1889) 217
Seefahrt (1891) 224
Das Lied vom Federvieh (1895) 240
Den Freunden (1897) 244
An Bismarcks Totenlager (1898) 246
Zwei Lieder von Christian De Wet (1900).
I. Englischer Soldatenbrief 248
II. Bis die Kinder Männer sind! 250
Der Buren Übergabe (1902) 252
Wenn ein Volk aufwacht — (1895) 254

IV.

Vom Lebensmittag.

Sonnenwende (1889) 259
Dichterschule (1885) 261
Lieder aus der Enge. I.—V. (1882) 262
Phaläna. I.—V. (1891) 265
Ein Blatt (1879) 267
La casa dei morti (1887) 268
Am Lucendrosee (1887) 269
Nur ein Schein — (1889) 270
Ostergruß (1882) 270
Frühlingsabend (1892) 272
Sommermittag (1882) 273
Im guten Jahr (1884) 274
Weihnacht (1883) 275
Schlummerlied (1879) 276
Hilde. I. - V. (1881, 1883) 277
Ein andrer ich und doch dein Sohn (1887) 280
Einer Toten (1886) 281

Seite

Droben (1889) 282
Am Meere (1885) 282
Jesus Christus (1889) 283
Unsterblichkeit (1883) 284
Vom Boden verschwunden (1884) 287
Ist es recht so? (1884) 288
An den Gärten der Reichen (1899) 290
Lebensmahl (1888) 292
An den Gräbern der Mütter Schillers und Mörikes (1885) . 293
Gottfried Keller (1889) 295
Meister Gottfrieds Tod (1890) 296
J. G. Fischer (1900) 302
Wilhelm Hauffs Geburtshaus (1902) 304
An Eduard Paulus (1889) 305
Bruder Tod (1892) 307
Musik (1899) 311
Sprüche und Reime. I.—XL. (1880—1900) 314
Kampfspuren. I.—III. (1898) 326
Horizont (1894) 328
Innenlicht (1902) 329
Sylvesterlied der Narren (1893) 330
Schneenacht (1893) 331
Wiedersehen (1897) 332
Grabfund (1900) 333
Mein Geburtsort (1902) 334
Mittagssonne (1902) 335
Angang (1903) 336

I.

Jugendstimmungen.

Burschenabschied.

So füllt mir den Becher, so füllt ihn zum Rand,
Fürs Scheiden, ihr Brüder, fürs Scheiden!
Die Sonne geht nieder, trüb dämmert das Land,
Und so schwer ist's, zu lassen, zu meiden.
Doch der schönen, der sinkenden Sonne noch
Entgegen heb ich den Becher hoch:
Stoßt an! Wir bleiben die Alten!

Dir bring ich, du feuriger Jugendmut,
Dir bring ich zum ersten den Becher!
Wie treibst du geschwinder und heller das Blut
Auch dem trüben, dem scheidenden Zecher!
Hoch schlagen die Pulse, die Wange glüht,
Was kümmert es uns, ob die Blume verblüht —
Stoßt an! Wir bleiben die Alten!

Und zum zweiten hoch die Becher empor:
Mag verbrausen die flüchtige Jugend,
Stolz tritt und stark ins Leben hervor
Des echten Mannes Tugend.

Und der echte Mann, er hält auch die Treu,
Drum hebet die Becher und rufet aufs neu:
Stoßt an! Wir bleiben die Alten!

Und den letzten Schluck und den tiefsten Zug
Der Freiheit, der Freiheit, Gesellen!
Dem freien, dem stolzen Geistesflug
Gradaus durch Winde und Wellen!
Der Wahrheit allein gezollt den Tribut,
Der Lüge getrotzt mit festem Mut!
Stoßt an! Wir bleiben die Alten!

Der Becher ist leer, und das Scheiden brennt,
So sinke, du Sonne, denn nieder:
Geht alles einmal zu seinem End,
Auch die Jugend, die Lust und die Lieder.
Heran denn, du Arbeit des Lebens, heran
Und schmiede den Jüngling zum festen Mann!
Stoßt an! Wir bleiben die Alten!

Gruß an Tübingen.

Aus dämmrig kühler Ferne
Aus Lebens Kampf und Not
Wie denk ich dein so gerne,
Du Stadt voll Morgenrot!
Von deiner Veste nieder
Ins blütenweiße Tal
Möcht ich schauen und träumen wieder
Nur noch ein einzigmal!

Dort kommen die Wellen gezogen
Des Neckars in blitzendem Lauf,
An der alten Brücke Bogen
Rauschen sie murmelnd auf;
Und die grauen Giebel schauen
So ernst hinab in die Flut,
Und die fernen Berge blauen
Herüber so treu und so gut.

Und mit den Wellen ziehen
In ruhlos schwellendem Drang
Vieltausend Melodieen
Die grünenden Ufer entlang.

Vieltausend Melodieen
Aus farbig bewegter Zeit
An der Seele vorüberfliehen
In trunkener Traurigkeit.

Hier fragt' ich zuerst das Leben:
Was bist du? Was winkst du mir zu?
— Nur Träume hat mir's gegeben,
Sie gingen wie Träume zur Ruh!
O so rasch vertanzte die Welle,
O so rasch sind die Rosen verblüht,
Die hier an des Lebens Schwelle
Mir verheißend entgegengeglüht!

Doch Eins ist mir aufgegangen
Wie leuchtende Morgenglut
Aus Traum und Traumverlangen:
Ein trotzig freier Mut!
Der soll sich nimmer beugen
In Lebens Kampf und Not,
Soll stets von dir mir zeugen,
Du Stadt voll Morgenrot!

Winterwanderung.

O wie weit, o wie weit
Liegen die Berge weißbeschneit,
Spinnen sich endlos die grauen Lüfte,
Wälzt sich der Nebel durch Wälder und Klüfte!
Tief in dem Schnee versinkt der Tritt,
Und das Herz will nicht weiter mit.

O wie weit, o wie weit
Liegt die sonnige, farbige Zeit,
Da blaue Höhen mich fernhin riefen,
Wipfel mich lockten aus grünenden Tiefen,
Wenn ich am blühenden Frühlingshag
Hoch auf dem Berg in den Blumen lag.

O wie weit, o wie weit
Wird mich des Lebens Müh und Streit
Noch verschlagen von all dem Lieben,
Das mir ferne zurückgeblieben? —
Ohne Antwort der Tannenwald steht,
Und die Pfade sind windverweht.

O wie weit, o wie weit —
Herz, halt fest, ob es weht und schneit!

Einmal muß dir der Lenz noch frommen,
Einmal muß der Tag noch kommen,
Da du in heimatseliger Rast
Frieden und Liebe und alles hast!

Von dannen!

Das war ein stiller, trüber Gang,
Als ich zum letztenmal
Aufstieg den waldigen Bergeshang
Vom blütenweißen Tal!
Die Blätter bebten um und um,
Vom Abendwind durchrauscht,
Ich habe düstern Sinns und stumm
Ihr Lebewohl erlauscht.

Die Bäume kannt' ich groß und klein
Und jeden Strauch am Weg
Und jeden moosbewachsenen Stein
Am schmalen Felsensteg;
Und Moos und Epheu schmiegten fest
Um Felsen sich und Baum —
Die wissen auch, wie schwer man läßt,
Was mehr doch war als Traum!

Und als ich trat zum Bergesrand,
Da glühte purpurrot
Das weite duftverschwommene Land,
Dem ich den Abschied bot,
Und zögernd in dem Wolkenflor
Hing dort die Sonne noch —
Was zögerst du, du armer Tor?
Von dannen mußt du doch!

Von dannen mußt ich doch! Vorbei,
Vorbei die goldne Zeit!
Vergessen muß ich mancherlei
In ferner Einsamkeit.
Leb wohl, du Berg, du heilger Wald,
Du jugendduftig Tal!
Da draußen werd ich altern bald —
Lebwohl zum letztenmal.

Trotz.

Und ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht!
Und mag es auch schneien und blasen,
Ich biete dem Schnee und dem Reif das Gesicht,
Die Stürme, ich lasse sie rasen.
Zerwühlet ihr Stürme, zerwühlt mir die Locken,
Bestreuet mir silbern die Haare, ihr Flocken,
Umtanzet, umwirbelt mich toll und dicht! —
Ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht!

Ist der Wein auch verbraust, und ist er vergärt,
Noch feurig durchströmt er die Glieder;
Wenn mit Saus durch die Lande der Frühling fährt,
Dann rührt er im Fasse sich wieder!
Und er glüht im Pokale in perlendem Schäumen,
Mit Blüten bestreut von grünenden Bäumen,
Durchfunkelt von goldigem Sonnenlicht —
Ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht!

Hervor denn, ihr schlummernden Lieder, hervor!
Noch vermag ich zu jubeln, zu singen —
Schon hör ich von ferne mit trunkenem Ohr
Die Antwort des Maien erklingen!

Ihm heb ich durch Sturm und durch Schnee und durch Regen
Den vollen, den schäumenden Becher entgegen —
Und ob er in tausend Scherben mir bricht:
Ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht!

Erinnerung.

Was am Tage längst vergessen,
Kehrt im Traum mir oft zurück:
Altes Leid, vergangnes Glück —
Was nur je das Herz besessen.

Und erwachend — halb mit Bangen
Tröst ich mich: das liegt nun weit!
Und doch nach der alten Zeit
Faßt mich heimlich ein Verlangen.

Es war einmal —

Ich stand einmal an des Waldes Saum
Und schnitt deinen Namen in einen Baum.

's war töricht und kindisch — ich tat es doch —
Dort steht dein Name bis heute noch.

's war kindisch und töricht — doch törichter ist,
Daß mein Herz diesen Namen nimmer vergißt;

Und kindischer, daß ich tagaus, tagein
Mich sehne, mit dir wieder Kind zu sein.

Liebesklänge.

I.

Wie Sonntagmorgenglocken
Klang deine Stimme mir,
Ich schaute süß erschrocken
Aus Träumen hin zu dir.

Verklungen sind die Glocken,
Du bist so weit von hier —
Doch Sonntag voll Frohlocken,
Doch Sonntag ist's in mir.

II.

Bei der Knospen erstem Träumen
Sang ich dir das erste Lied —
Blüten fielen von den Bäumen,
Als das Leben schnell uns schied;
In dem Wind verwehn die Lieder,
Und wir sehen uns nicht wieder.

Viele blaue Berge liegen
Fernhinab bis an das Meer,
Wie verirrte Vögel fliegen
Meine Lieder drüber her —
In dem Wind verwehn die Lieder,
Und wir sehen uns nicht wieder.

Wo die dunkeln Wälder lauschen,
Zwischen Bergen liegt dein Haus —
Wenn von dort die Lüfte rauschen,
Klingt mein Singen leise aus.
In dem Wind verwehn die Lieder,
Und wir sehen uns nicht wieder.

Kühle Lüfte rauschen leise,
Und es schauert leis der Baum,
Still wehmütig klingt die Weise
Wie von letztem Liebestraum:
In dem Wind verwehn die Lieder
Und wir sehen uns nicht wieder.

III.

Wo die Fluten leise ziehen
Und der Wald vom Berge rauscht,
Hab' den alten Melodieen
Lang und einsam ich gelauscht.

Manche halb verklungne Weise
Schlug mir wieder an das Ohr,
Aus den Fluten tauchte leise
Manch ein liebes Bild hervor.

Und dein Antlitz, schön vor allen,
Kam mir sacht emporgetaucht,
Und die Luft begann zu wallen
Wie von Lieb und Lenz durchhaucht.

Und vom Walde kam ein Grüßen
Weich und mild, als sängest du
Wieder mir mit deiner süßen
Stimme jedes Leid zur Ruh!

Herbstmorgen.

Das ist ein kalter grauer Morgen,
So recht für Einen ausersehn,
Der liebeleer und voller Sorgen
Muß einsam seiner Wege gehn.

Die blasse Sonne mag nicht steigen,
Es schleicht der Bach so trüb und matt,
Im langsam stummen Todesreigen
Sinkt von den Bäumen Blatt um Blatt.

Im trägen, sonnenlosen Wandern
Am kahlen, dürren Wanderstab
Gräbt einer Hoffnung nach der andern
Das müde Herz ein herbstlich Grab.

Psalm 137.

„Die Harfen hingen an den Weiden,
An Babels Wassern saßen sie" —
Die tief und schwer am Heimweh leiden,
Vergessen jede Melodie;
Am Ufer sitzen sie und schweigen
Und schauen in des Lebens Flut —
Die Weiden ihre Zweige neigen,
Die Wasser rinnen — so ist's gut.

So ist es gut — vorbei, vorüber!
Wir sind ja doch im fremden Land,
Ob heller heute, morgen trüber
Die Wellen schlagen an den Strand!
Was ruft ihr mich zum lauten Reigen?
Ihr wißt nicht, wie das Heimweh tut.
Das beste Lied heißt: Schweigen, Schweigen!
Die Wasser rinnen — so ist's gut!

So ist es gut — die Stunden gleiten
Geräuschlos, wie die Welle schied,
Der Wind läuft leise durch die Saiten,
Und Freiheitsahnung heißt sein Lied!
So laßt mich harren, laßt mich schweigen,
Fällt auch die Träne in die Flut:
Die Weiden ihre Zweige neigen,
Die Wasser rinnen — so ist's gut!

Bruder Conrad.

Matt schleicht die Sonne hin am Bergeshang,
Mit welken Blättern spielt der Wind am Wege —
Zum Hügel führt mich wieder heut mein Gang,
Wo in des Friedhofs schweigendem Gehege
Die Kirche steht, verlassen und zerfallen:
Einst sah sie viele Beter fernher wallen —
Dem Gnadenbilde galt der fromme Wahn,
Doch hat das Beste stets der Tod getan,
Der manchen Pilger sänftlich hier gebettet,
Den Müden in die ewige Ruh gerettet.
Wo blieb das Gnadenbild, die Beterschar?
In Schutt liegt Orgel, Kanzel und Altar,
Der Tod allein blieb noch getreu dem Ort,
Und aus den Hallen tönt sein Predigtwort:
Vergänglichkeit! — Es lauschen in Gedanken
Die Gräber, die sich vor der Tür gereiht,
Die langen gelben Gräser drüber schwanken
Und flüstern leise nach: Vergänglichkeit!
Der Wind treibt spielend Blatt um Blatt vorüber,
Nachlässig singt er: alles ist vergänglich!
Der Sonnenstrahl schleicht immer blasser, trüber,
Schreibt an die Mauer: alles ist vergänglich!
Eintönig murmeln es die Lüfte fort,
Und mir im Herzen tönt dasselbe Wort.

Vergänglichkeit! Es ist der Wahn der Liebe,
Sie sänftige dich in deinem rauhen Wehn,
Wenn sie ein Wort auf Stein und Kreuze schriebe,
Die ringsum hier auf allen Gräbern stehn —
Du lachst darob! Der Regen plätschert nieder,
Löscht Wort und Name von den Kreuzen wieder,
Das Holz vermorscht, es sinkt der Stein verwittert —
Wer kennt den Toten, der da unten liegt?
Die Birke, die gebeugt im Winde zittert,
Die blasse Blume, die sich trauernd wiegt,
Sie reden nicht, sie haben keine Zeit,
Sie denken nur an dich, Vergänglichkeit!

Doch sieh, da steht ja noch der Name,
Vor dem schon manchesmal ich sinnend stand,
Wenn ich allein mit einem stillen Grame
Zu dieser Stätte meinen Schritt gewandt.
Da an der Kirche, in den altersgrauen
Schon halb zerfallenen Pfeiler eingehauen
Steht: „Bruder Conrad, dem Gott gnad!"
Ein Kreuz, ein Pilgerstab daneben — —
Ich kenne dich, mein alter Kamerad,
Ob ich auch niemals dich gesehn im Leben!
Vierhundert Jahre sind's, daß hier vermodert
Dein Herz, das meinem gleich gelodert
In Sehnen, Hoffen und dem Drang nach Wahrheit,
Dich ruhlos trieb durch alle Lande weit,
Und eh es noch geschaut die volle Klarheit,
Erlosch vorm Hauch Vergänglichkeit.

Erst war's die Liebe, was die Brust dir schwellte —
Wie lag die Welt so weit, so rosig schön!
Dort stand das Schloß am Strom, das monderhellte,
Leis ging der Nachtwind um die waldigen Höhn,
Die Wellen spielten weich um deinen Kahn,
Vom Ufer kamen süß der Blumen Düfte,
Es klang dein Lied durch nächtig laue Lüfte,
Und Antwort kam hernieder vom Altan.
Was braucht ein junges Herz noch mehr zum Glücke?
Was braucht es mehr zum allertiefsten Leid,
Als daß sein Liebeshoffen geht in Stücke?
Dich traf zuerst das Wort Vergänglichkeit,
Als in der Kirche hier der Priester sprach
Den Segen ihr, die Lieb und Treu dir brach.

Novemberstürme brausen um die Mauern
Der Klosterzelle, wo ein brütend Trauern
Dich dumpf und schwer gefesselt hält.
Was kümmert draußen dich die kahle Welt?
Was kümmert dich der Brüder plappernd Beten,
Die dumm und sinnlos ihren Chor betreten,
Im Herzen spottend auf den eignen Wahn?
Der Klügste drunter ist der Kellermeister,
Dem haben seines Weines Feuergeister
Manch heimlich Weisheitspförtlein aufgetan.
Du aber spannst dich stumm in deine Zelle
Und fuhrest in der eigenen Seele Schacht,
Du tratest suchend auf der Wahrheit Schwelle
Mit Forschen, Grübeln, Denken Tag und Nacht —

Doch wenn du morgens müd und überwacht
Gelöst ein Rätsel wolltest seitwärts legen,
So sprangen neue Rätsel dir entgegen.
Am Himmel, in den Sternen standen Fragen,
Und keine Antwort gab ihr starrer Glanz;
In deiner Brust, der vollen, klangen Fragen
Und schlangen mit den Zweifeln toll den Tanz —
Und wolltest du die andern drüber fragen,
Sie wußten fade Märlein nur zu sagen.
„Auch das ist nichts!" du riefst's am End mit Hohn,
Und wieder sank im Meer Vergänglichkeit
Dein Hoffen unter — „doch die Welt ist weit!"
Und nächtlich gingst durch's Fenster du davon.

Italia! Wie wird das Auge heller,
Und freier in der helleren Sonne Schein!
Italia! Es gehn die Pulse schneller
Und glühn wie Orvietos Feuerwein!
In Lorbeerbüschen und Cypressen säuselt
Der Schöpfung Odem frisch und kinderrein,
Das weite Meer, vom Winde leicht gekräuselt,
Blaut dir Unendlichkeit ins Herz hinein.
Und aus dem Schutt der heiligen Vorzeit steigen
Der hohen göttlichen Gestalten viel,
Der neuerwachten Bildnerkunst zu zeigen
Ein neuentdecktes uralt großes Ziel.
Stein über Stein in kühngehobenen Massen
Türmt Brunellesco zu Florenz am Dom,

Und heiter lächelnd ihre Gruft verlassen
Die Götterbilder dort im ewigen Rom.
Dort wanderst du, mein Conrad, schönheitstrunken,
Weitoffenen Auges, rasch von Ort zu Ort,
Und bist du unterm Oelbaum hingesunken
Zur Rast am Abend, klingt manch großes Wort
Ahnungverklärt in deiner Seele wieder,
Und aus den Myrten singt der Jugend Lieder
Die Nachtigall dem Träumenden zurück!

Doch blieb ein Ahnen nur auch dieses Glück,
Ein täuschend Rot auf jenen marmorbleichen,
Aus Gräbern aufgestörten Marmorleichen — —
Und weiter zogst du, all der Schönheit satt,
Und hungrig doch, und all des Schauens matt —
Und weiter, weiter über Meer und Land,
Durch Sturmesnacht und Wüstensonnenbrand,
Bald Waffen tragend, bald im Pilgerkleid,
Dein Haar ward bleich, auf Stirn und Wange schrieb
Sein Zeichen ungestillter Sehnsucht Leid —
Bis endlich dich ein Heimweh nordwärts trieb.
Im müden, altgewordnen Herzen blieb
Dir jetzt nur noch ein einziges Verlangen,
Die Heimaterde noch einmal zu sehn,
Und wie dir alles, alles nun vergangen,
Ganz stille, stille selber zu vergehn.

Ein Herbsttag war's wie heut: die Blätter sanken,
Die Gräber, die sich mählich hier gereiht,

Seitdem du fern, sie lauschten in Gedanken
Dem alten Predigtwort Vergänglichkeit!
Der Wind trieb spielend Blatt um Blatt vorüber,
Fast lustig sang er: alles ist vergänglich!
Der Sonnenstrahl schlich immer blasser, trüber,
Schrieb an die Mauer: alles ist vergänglich!
Das ist die ewig alte Melodie
So heut wie damals, und sie wechselt nie.

Da wankteſt du herein am Pilgerstabe
Und sankst ermattet hier am Pfeiler nieder;
Dein müdes Herz war deine ganze Habe
Und deiner Sehnsucht tiefschwermütige Lieder —
Dein Auge schloß sich, und ein seltner Gast,
Ein Lächeln, spielt' um deine Lippen leise,
Denn über Gräber her zog eine holde Weise,
Das langersehnte Lied der letzten Rast:
Das war der Tod, der sang es, leise schreitend
Durchs lange Kirchhofgras, er rührte sanft
Die Stirne dir — der welken Hand entgleitend
Sinkt hin dein Pilgerstab an eines Hügels Rankt —
Es ist vorbei! Wie wohl ist dir geschehen!
Es ist vorbei! So mag ein Herz vergehen!

Wer senkte deinen Leib zur Erde ein?
Wer grub den Namen in des Pfeilers Stein?
Ich weiß es nicht. — Wer wird beim Blättertreiben
Auf meinen Hügel einst den Namen schreiben,

Wenn auch mein Herz sich selber aufgezehrt?
Ich weiß es nicht. — Wie rauh der Herbstwind fährt!
Wie schaurig lustig singt er seine Lieder!
Leis bröckelnd fällt ein Stein vom Pfeiler nieder,
Die Sonne geht hinunter, Nebel wallen
In grauem Reigen um die Kreuze her —
Wie lang? und auch der Pfeiler ist zerfallen!
Wie lang noch? und auch mich kennt keiner mehr!

Herbstlaub.

Wohl weiß der Wald, daß bald die Sterbestunde
Ihm kommen wird und bange Winterstille,
Er fühlt es wohl am kühlen Windesschauer,
So hell der Himmel auch heruntergläntzt.
Doch schmückt er sich in bunter Farbenschöne,
Doch läßt er glühn das Laub, das todverfallne,
Als nähme nie ein Ende solche Pracht —
Ja, weil das Ende nah, glüht er so warm.

Und wir — wenn uns ein Glück beginnt zu frösteln,
So schüren doppelt wir die letzte Glut,
Ja, weil das Ende nah, glühn wir so warm.

Und wer die schönste Blume malt —

Und wer die schönste Blume malt,
Der malt nicht ihren Duft,
Und wer mein Lieb beschreiben will,
Der schreibt in leere Luft.

Sie ist als wie ein Morgenhauch
So frisch und so geschwind —
Wer diesen malt, der male mir
Mein wunderholdes Kind!

Mainacht.

Und was doch kein Mensch, kein Mensch gedacht,
Der Mai, der Mai macht es wahr:
Da bin ich in schimmernder, prächtiger Nacht
Und küsse dir Lippen und Haar
Und berge mein glühendes Angesicht
An deiner stillwogenden Brust —
Daß so wonnig die Liebe, das hab' ich nicht,
Nicht im Wachen noch Träumen gewußt.

Auf der Wanderung.

Wie der Wind die Bäume rüttelt,
Singend seine kecke Weise,
Wie er tausend Blüten schüttelt
Leise, leise
Vor uns her auf Weg und Steg —
Will ich fort und fort in kecken
Liedern dir mit Blüten decken
Jeden staubigen Lebensweg.

In der Früh —

In der Früh, in der Früh im Morgenrot,
Da ging mein lieber Schatz —
Ich sah ihr nach, ich sah ihr nach
Eine Weil auf demselben Platz.

Eine Weil, eine Weil, eine kleine Weil —
Der weiße Dampf verflog —
Sie winkte noch, sie winkte noch,
Als der Zug um den Waldrand bog.

Wie geschwind, wie geschwind in die weite Welt
Reist man zu dieser Frist!
Und die Zeit so lang, die Zeit so lang,
Bis du mein eigen bist!

Frühlingsnacht.

Einsames Wandern
Auf dunkeln Wegen
In brausender Nacht!
Halt fest dein Herz,
Daß nicht ihm graue,
Beflügle die Schritte —
Sturm kommt geschnoben!

Sturm, der Alte, und seine Söhne
Haben die Lenznacht sich erlesen,
Ehe sie wandern zum fernen Norden,
Abschied zu feiern mit Lied und Kampfspiel;
Kommen geflogen mit wildem Jauchzen,
Stellen sich fertig keuchenden Atems,
Werfen die fetzigen Wolkenmäntel
Hinter sich —

Sturm, der Alte, stellt sich zur Seite,
Faßt die Harfe und rührt die Saiten:
Ungefüge, dräuende Töne
Rasen und tollen in grausen Akkorden —
Gellauf lachen des Alten Söhne,
Rauschen durch die Lüfte auf riesigem Fittich,
Prallen aneinander mit breiter Brust,
Wirbeln sich ringend umher im Kreise,

Heulen und schnauben und jauchzen dazwischen,
Fassen sich fester und lassen sich wieder,
Raum zu nehmen und neu sich zu fassen —
Keiner vermag den andern zu werfen!
Laut dazwischen mit wildem Lachen
Ruft der Alte und feuert die Kämpfer
Scheltend an,
Voller greift er in seine Harfe,
Toller sausen des Liedes Töne,
Wahnsinnig wirbelnd — in Baumeswipfeln
Pfeift und gellt es und stöhnt dazwischen
Wie ein Seufzen verlorener Seelen ,
Abgrundher. —

Einsames Wandern
Auf dunkeln Wegen
In brausender Nacht
Unter den tollenden Kämpfern hin —
Halt fest dein Herz,
Daß nicht ihm graue,
Beflügle die Schritte,
Mit starker Hand
Fester fasse den Wanderstab!

Straffer spannen sich
Alle Sehnen,
Mit breiten Schritten
Faßt der Fuß den durchweichten Boden,

In die Stirn gedrückt
Preßt der Hut die flatternden Haare,
Gegen den enggeschlungenen Mantel
Pocht das Herz,
Und die Faust umklammert fest und fester
Den Wanderstab —

Und das Ringlein der Liebsten
Dreht sich leise am Finger der Rechten,
Und das Ringlein bannt die Dämonen
Wie der Zauberring Salomonis:
Plötzlich stutzen die wilden Gesellen,
Gellend reißen des Alten Saiten,
Fernweg über die dunkeln Berge
Schleudert er grimm die verstummte Harfe,
Grimmig ballen die Wolkenmäntel
Seine Söhne um Haupt und Schultern,
Hoch hinweg mit dumpfem Murren
Schwinden sie alle
Fern und ferner —

Und freundlich leuchtend
Aus tiefblauem beruhigtem Himmel
Treten die Sterne, die stillen Sterne,
Und sie weisen mit leisem Winken
Seinen einsamen Weg dem Wandrer,
Und von ferne ein Erdenlichtlein
Mischt den heimlich lockenden Schein

In der Sterne himmlisches Leuchten,
Und schon grüßt es
Näher und näher —

Halt fest dein Herz,
Das stürmisch pochende —
Glückseliger Wandrer:
Dort winkt die Geliebte!

Am Gartentor.

Das ist das alte Gartentor,
Durch das ich oft allein
  Bei Mondenschein und Sommerpracht,
  In kalter, klarer Winternacht
Ging sehnend aus und ein.

Hier an der Mauer noch der Stein,
Wo ich den Schlüssel fand —
  Doch höher sich der Epheu reckt,
  Hat schweigend auf den Stein gedeckt
Die grüne Blätterhand.

Kaum mag ich rühren an den Stein —
Mir ist, ich fände doch
  Zu Freud und Leid der alten Zeit
  Die eingesargt und weit, so weit,
Den alten Schlüssel noch!

Winternacht.

Wie dehnt sich die Brust in der Winternacht!
Kühl weht's von den Sternen hernieder —
Fahr wohl, schwülduftige Sommerpracht,
Fahrt wohl, ihr verlockenden Lieder!
Ich atme Genesung im eisigen Wind,
Ich schreite frei, ich schreite geschwind
Über knisternden Schnee,
Und das dumpfe Weh
Und die sinneverwirrenden Wonnen
Sind mit Blüten und Blättern zerronnen.

Flatternde Blütenflocken.

Flatternde Blütenflocken
Lustig im Maienwind —
Laß dich nur unerschrocken
Überschütten, mein Kind!
Fällt ein Regen dazwischen —
Schüttle die Locken nur,
Lache hinein in den frischen
Duft der dampfenden Flur!

Flatternde Blütenflocken
Wehen vom Lebensbaum
Träume du unerschrocken
Weiter den Blütentraum!
Tränenregen dazwischen?
Schüttle die Locken, Kind!
Tau, das Herz zu erfrischen,
Tropfende Tränen sind.

Unter Blüten und Tropfen
Aufrecht immer den Mut!
Will das Herze dir klopfen,
Halt es in starker Hut!
Tropfen zerrinnen, und Blüten
Fliegen dahin geschwind —
Möge dich Gott behüten!
Schüttle die Locken, Kind!

Nach dem Wetter.

Grollend um des Berges Ecke
Zog das Wetter. Leise tropft es
Von den Dächern, von den Bäumen;
Von dem nahen Wald herüber
Kommt ein feuchtes, kühles Atmen —
Und die Schwalbe schießt schon wieder
Vor dem Fenster hin und her,
Windet sich im Bogenfluge
Durch der Giebel wirr Gedränge,
Da und dort blitzt ihr Gefieder
Leuchtend auf, wenn aus den Wolken
Zuckt hervor ein Sonnenstrahl.
Als die Donner oben rollten,
Als die grellen Blitze sprühten,
Als der Regen strömend rauschte,
Saß sie neben meinem Fenster,
Unters Dach gedrückt; zuweilen
Schweifte sie in kurzem Bogen
In den Wetterguß hinaus,
Und mit regenfeuchten Schwingen
Kehrte sie zurück und schmiegte
Still sich wieder in sich selbst
Aber kaum, daß zornvergessen
Sich das Element besänftigt,

Fährt sie hin mit Jubellauten,
Schweift sie über Baum und Giebel
Leis betropft und sonnegeküßt.
Kennst du dich, o Menschenseele,
Schwalbe du in des Geschickes
Übermächtigem, raschem Walten?

In der Ernte.

I.

Rosen verrauschten am Dorn,
Blumen welkten im Korn,
Reife Garben führen sie ein,
Singende Schnitter hinterdrein,
Ruhig der Abend verdämmert —
Aber ruhlos hämmert
Mir die Brust, und alle Tage
Kehrt zurück die trübe Frage:
Wenn mit allen Farben
Deine Blumen starben,
Wo sind deines Lebens,
Wo sind deines Strebens
Reife, volle Garben?

II.

In der Scheune ist der Erntewagen,
Aus dem Fenster schaut der reiche Bauer,
Draußen über dürre Stoppeln tragen
Abendwinde noch ein Lied der Trauer,
Wehen um die Stirn des armen Kindes,
Das dort sammelt die vergessnen Ähren —
Wenig Ähren zwischen Stoppeln sind es,
Und das Sammeln kann nicht lang mehr währen.
Hungrig kehrt das arme Kind nach Haus,
Was es bringt, mag keinen Kummer wenden:
Wenig Ähren und in müden Händen
Einen sonnversengten Blumenstrauß.

Klärung.

Ruhig in der Mittagsstille
Ob den Wäldern schwebt der Weih —
Ruhig wird und klar mein Wille,
Nun der erste Sturm vorbei.

Blüten sanken, Tropfen rannen,
Alle Wipfel wogten wild —
Wind und Wolke zog von dannen,
Blauer Himmel leuchtet mild.

Ruhig in der Mittagsstille
Ob den Wäldern hängt der Weih —
Ruhig ist und klar mein Wille,
Seit des Herzens Sturm vorbei.

Traumesgrüße.

Ist dir's noch nie in einem Traum geschehen,
Wenn ganz dein Sinn der Außenwelt verschlossen
Und uferlos die Seele hingegossen,
Ein Meer, wo rings der Himmel nur zu sehen —
Ist dir's noch nie geschehen, daß du spürtest,
Wie einer andern Seele reinstes Sein
Mit deiner Seele Fluten du berührtest,
So wie das Meer den Himmel rührt allein,
Sich grenzenlos mit ihm zusammenschließt,
In Einem Blau mit ihm zusammenfließt?

Nur selten kommt's — und immer nur im Traum,
Und beim Erwachen bleibt ein endlos Sehnen
Im Innersten zurück, gebannt im Raum
Ist wieder, was sich raumlos möchte dehnen;
Doch ahnst du dann, wie auf den Himmelsauen,
Wenn diese Erdenreise ist vorbei,
Sich Selige grüßen mögen, klar und frei —
Du ahnst auch, was es sein mag, Gott zu schauen.

Eduard Mörike.

Der du, schon Greis, mit jugendfrischem Wort
Einst den verzagten Jüngling aufgerichtet,
Was du mir sprachst, lebt mir im Herzen fort,
In allem lebts, was seitdem ich gedichtet.

Du sprachst: „Laß immer stauen sich den Bach
An schattenloser Blöße eine Weile!
Es ist nicht not, daß allezeit er jach
Stürmt durch Gestein und Wald in toller Eile.

Laß ihn nur stehn, hinträumend schwermutvoll,
Von Algen und von Linsen übersponnen,
Und träumend zweifeln, was er will und soll —
Ihn speist ganz stille doch der ewige Bronnen.

Und plötzlich schießt er jubelnd wieder fort,
Springt über Felsen wie im Kinderspiele,
Tauscht mit dem Walde manch bedeutsam Wort
Und kommt zur rechten Zeit zum rechten Ziele."

So sprachst du, wiegtest lächelnd leis das Haupt,
Das edle Haupt mit seinen Silberlocken;
Getröstet hab' ich deinem Wort geglaubt
Und glaub' ihm noch, so oft mein Lauf will stocken.

Der deine kam schon lang zur seligen Rast,
Ich ziehe weiter auf bestaubten Wegen —
Doch wohl mir, daß du mir gegeben hast
Auf alle Wege deinen milden Segen!

Geduld!

Der Winter hat mich müd gemacht,
Noch kann ich mich nicht freuen,
Daß sich nun bald in voller Pracht
Die Erde soll erneuen.

Es kommt der Frühling jedes Jahr,
Doch bei dem Menschenkinde
Trifft er nicht alles, wie es war,
Als letzt geblüht die Linde.

Der Winter schneit auch ins Gemüt,
Nicht auf den Baum alleine,
Derweil so manches Scheit verglüht
In düsterrotem Scheine.

Und was einmal zu Asche fiel
In einem Menschenherzen,
Das steht nicht auf beim ersten Spiel
Der lauen Luft im Märzen.

Vielleicht, wenn alles prangt im Licht,
Die Linde blüht am Garten,
Wächst neues Holz — vielleicht auch nicht —
Laßt ruhen mich und warten!

April.

Wolkenschatten, Sonnenstreifen,
Erstes Grün und letzter Schnee,
Schmerzlich Lächeln, selig Weinen,
Höchstes Glück und tiefstes Weh —
Nur der Lenz vermag's zu einen,
Nur die Liebe kann's begreifen.

Frühlingslieder.

I.

Zieh durchs Herz mir, sanfter Friede,
Der du webst in blauer Luft,
Walte leis in meinem Liede,
Erster milder Frühlingsduft!

Gläubig will ich dir erschließen,
Kindlich meine tiefste Brust,
Wachsen, wie die Blumen sprießen,
Sonnenatmend, unbewußt.

II.

Süße Frühlingsmüdigkeit
Zieht durch alle Glieder,
Und die Berge blauen weit
In die Ferne wieder.

Frühes Lerchenlied erklingt,
Ungeduldige Weise,
Lichtes Grün der Saaten dringt
Aus dem Boden leise.

Leise durch die Seele geht
Ungeduldiges Hoffen,
Ihre tiefste Tiefe steht
Selig müde offen.

Mittagsstille.

Mittagsstille — kein Windhauch weht,
Glühheiß flimmert die Luft,
Drunten die Mühle schläfrig geht,
Fern vom Walde der Kuckuck ruft.

Tiefe Schatten werfen die Bäume
Auf die Wiese hin,
Leichte weiße Wölkchen ziehn
Über die blauen Bergessäume.

Süßes Erinnern drängt
Wohlig sich ans Gemüte,
Wie hier an der purpurnen Distelblüte
Ein Falter hängt.

Im Sommer.

Es winken und nicken hervor aus dem Korn
Die Blumen, die roten und blauen,
Und tauige Röslein von Busch und Dorn
Verstohlen herüberschauen.

O Liebe, o Wonne, wie reich erblüht!
Vorüber das Suchen und Schweifen!
Still in sich selber die Seele glüht
Und die Früchte des Lebens reifen.

Herbststimmung.

Wälder, braungoldig, sterbensfroh —
Sonne darüber und Regenschauer —
Asche im Herzen wird wieder loh,
Milde das Sterben, selig die Trauer,
Und wie der Falk um die Felsen kreist,
Schwingensicher wiegt sich der Geist.

An mein Weib.

Alter Zeiten alte Lieder,
Ferne Lust, vergangner Harm,
O wie anders liest sich wieder
Alles jetzt in deinem Arm!

Meine Hand in deinen Locken
Und dein Herz an meiner Brust!
Tönen gleich verklungner Glocken
Kommen wieder Leid und Lust.

In verworrenem Gedränge
Ziehen sie vorbei, davon —
Übertönend alle Klänge
Bleibt mir deiner Liebe Ton.

Auf meines Kindes Tod.

I.

Im Garten die erste Rose
Ist gestern aufgeglüht,
Und meines Kindes Wangen
Sind über Nacht verblüht.

Nun leg' ich die leuchtende Rose
Auf des toten Kindes Herz
Und lege der Liebe Blüte
Auf seiner Mutter Schmerz.

II.

Wir saßen um ihr kleines Bett mit Schweigen,
Ihr Atem wurde schwach und immer schwächer,
Der Regen tropfte draußen auf die Dächer,
Vorm Fenster rieselt's in des Baumes Zweigen.

Wir saßen still in tränenlosem Lauschen —
Nun stand ihr Atem still, nun war's geschehen:
Wir hörten nicht den Tod vorübergehen,
Nur eines Friedensengels Flügel rauschen.

III.

Es gibt kein Wissen weiter, wenn der Tod
Des Grabes Türen dröhnend zugeschlagen
Kein Wissen weiter! Ewiges Morgenrot
Sieht nur das Kindesang des Glaubens tagen.

Kein Wissen weiter! Nicht vermeß' ich mich,
Daß ich dem Ewigen ins Geheimnis sehe —
Doch als des Kindes Lippenpaar erblich,
Sprach ich getrost: Dein Wille, Herr, geschehe!

Geburtstag.

Es braust der Frühlingssturm ums Haus,
Und mit gesunder Lunge
Schreist du dein junges Dasein aus —
So recht, nur zu, mein Junge!

Es kommt durchs Fenster hell und klar
Ein Morgenstrahl geschossen —
Ein frisches, frankes Augenpaar
Hast du dem Licht erschlossen.

So halt nur offen immerfort
Dein Aug dem Sonnenschein
Und rufe keck dein Menschenwort
In jeden Sturm hinein!

In der Kinderstube.

Hab' gebohrt und nachgedacht
Über Gott und Welten,
Kopfweh hat mir's viel gemacht,
Licht auf ging mir selten;
Wie der Weltlauf fort sich schob,
Schien mir unersprießlich,
Und ich selber ward darob
Mürrisch und verdrießlich.

Pfiff am Fenster mir ein Spatz,
Guckt' so von der Seite:
„Das ist alles schön, mein Schatz,
Aber nicht gescheite!
Klüger wirst du nicht dabei,
Frischer noch gesunder —"
Und da warf ich frisch und frei
An die Wand den Plunder.

Weib mit deiner Augen Licht,
Schau mir in die Augen!
Rostet alte Liebe nicht,
Muß die Welt was taugen!
Komm und gib mir einen Kuß!
Bist so schön geblieben,
Während ich an tauber Nuß
Mir die Zähn' zerrieben.

Komm, mein Bub, du kleiner Wicht,
Schreihals, Zappelhänschen!
Zauf' mir so im Barte nicht,
Mädel, närrisch Gänschen!
Lustig wuselige Brut,
Spundvoll ganz mit Leben,
Sollst die Lehre kurz und gut
Mir für künftig geben:

„Wenn du in das Leben lachst,
Lacht dir auch das Leben,
Wenn du dich zur Eule machst,
Hock im Dunkeln eben!
Schlag den Psalter wieder auf,
Singe heut und morgen —
Für den großen Weltenlauf
Laß den Herrgott sorgen!"

Der Mutter.

Ob Wintergrau
Und Schneegebreite
Mutter Erde trägt,
Warm bleibt ihr Herz.
Und sie hegt in Liebe
Am warmen Herzen
Die zarten Keime
Der Frühlingskinder,
Die ihr vertraut.
Also, wenn bleicher
Dir um die Schläfe
Die Haare werden
Jahr um Jahr:
Doch warm im Herzen
Hegst du in Liebe
Die Deinen alle
Jahr um Jahr —
Bis auf die Enkel,
Die zarten Keime,
Die sprossenden Kinder
Künftigen Menschenfrühlings.

Und wir fühlen die Wärme,
Den milden Segen
Des Mutterherzens,
Und schauen verehrend
Dir um die Schläfe
Die Silberfäden —
Wie wir als Kinder,
Am Abend ruhend
Auf deinem Schoß,
Am warmen Herzen,
Aufschauten glückselig
Zu dem braunen, weichen
Haar um die Schläfe
Und dem treuen, guten
Mutteraug!

An Eduard Paulus.

Nach dem Tode seines Vaters.

Zwischen Schilf und Weiden
Langsam treibt mein Floß,
Droben in Mittagsstille
Garten ruht und Schloß.

Zwischen Schilf und Weiden
Streifen Libellen die Flut,
Und ein Sonnenfrieden
Auf dem Wasser ruht.

Zwischen Schilf und Weiden
Klingt ein Ton herein —
Sind's nicht Totenglocken,
Muß es das Rauschen sein,
Das Rauschen im Waldesgrunde,
Wenn in der Mittagsstunde
Die Buchenzweige sich neigen
Und aus den Hügeln steigen
Die alten Helden mit Schild und Schwert,
Die dem Römerfremdling einst gewehrt.
Und unter dem wilden Birnbaum dort
Sitzen lauschend ohne Wort
Vater und Sohn — ich kenn die beiden!
Ein wilder Tauber klagt vom Scheiden,
Und mit gedämpften Melodie'n
Alte Götter vorüberziehn.

Zwischen Schilf und Weiden
Langsam treibt mein Floß,
Und ich denke eurer,
Trauter Sanggenoß!

Bringst jetzt still den Alten
Zur erwünschten Ruh —
Letztes Händefalten —
Nun den Hügel zu!

Pflanz ihm auf die Scholle
Wildes Birnbaumreis,
Farne, breite, volle,
Sprich den Segen leis:

Nun vorbei das Heute,
Wandermüh und Lauf!
Wandermüde Leute
Nimmt Allvater auf!

Dämmerung.

Stille, stille!
Der Tag ist gegangen,
Tief drunten verklangen
Die letzten Stimmen,
Im Zwielicht schwimmen
Höhen und Wald —
Ein Atmen weht,
Ein zitternd Gebet
Ringsum im Kreise —
Und eine Seele geht
Auf die letzte Reise.

II.

Bunte Bilder.

Nornagest.

I.

„Nun liegt in der Wiege ein Heldensohn,
Nun rüstet den Nornen das Mahl!"
Durch springende Pforten schreiten sie schon
Herein in den leuchtenden Saal.

Es dampft das Mahl, es schäumt der Met,
Und stille wird es im Kreis —
Eine der Nornen vom Sitze steht
Und tritt an die Wiege leis:

„Ich gebe dir Kraft und Kampfesmut
Und Sieg in jeglicher Schlacht,
Ich gebe dir glühendes Heldenblut
Und den Blick, der des Todes lacht!"

Da klirren die Schwerter und Schilde hell
Umher an des Saales Wand.
Und der Nornen zweite tritt zur Stell
Eine Harfe hält ihre Hand:

„Es wechselt der Sieg, ein Schwert zersprang
Schon oft an Odins Speer —
Ich gebe dir Sang und Saitenklang,
Du Knabe, das ist noch mehr!"

Doch düsteren Blickes die Dritte spricht:
„Nur mir ist die Zukunft bekannt!
Dein Leben, Knabe, kann dauern nicht,
Wenn diese Kerze verbrannt!"

Und den Schwestern folgend enteilt sie auch,
Es beben die Gäste im Saal —
Doch die Mutter löscht mit des Mundes Hauch
Behende der Kerze Strahl.

Sie legt in die Wiege der Kerze Rest:
„Nun daure dein Leben und Glück,
Bis die Götter vergehn, Sohn Nornagest!
Dann gib's den Nornen zurück!"

II.

Am Felsenstrand,
Die Harfe zur Hand,
Sitzt Nornagest;
Sein Bart, seine Locke wie Silber blinkt,
Die Wogen rauschen, die Sonne sinkt
Nieder im West.

Der Kerze Brand
Entfacht seine Hand,
Er schaut hinein,
Hinein in die Flamme, die langsam glimmt,
Dann faßt er die goldene Harfe und stimmt
Voll sie und rein:

„Es dunkelt das Meer, und es dunkelt im Land,
Vom Sitze ist Odin gesunken,
Verschollen die Asen, ihr Opferbrand
Verlodert in düsteren Funken.

Und Mönchsgesänge erschallen dumpf,
Wo Helden beim Mahle gesessen —
Verklungen die Saiten, die Schwerter stumpf,
Und Walhalls Ehren vergessen!

Ich habe gesiegt in jeglicher Schlacht —
Nun ist mir das Schwert zersprungen!
Ich habe zur Harfe manch Lied erdacht —
Nun sind meine Lieder verklungen!

Nun mag verglosten die Kerze dort,
Nun mag mein Leben verwehen —
Heil euch, ihr Nornen! Ihr waltet fort,
Wenn Götter und Menschen vergehen!"

Am Felsenstrand,
Die Harfe zur Hand,
Sitzt Nornagest —
Verloschen die Kerze, sein Haupt geneigt —
Die Wogen rauschen, ein Wetter steigt
Finster im West.

Am Nordmeer.

Die Möwen schrillen, der Himmel ist fahl,
Es jagen die Wolken und Wogen,
Vom Nordmeer kommt mit einemmal
Die brüllende Sturmflut gezogen.

Sie springt ans Gestade, sie rast in das Land,
Schon ist es zu spät zum Entfliehen —
Drei Männer stehn an des Hügels Rand,
Den die wütenden Wogen umziehen.

Der Alte, der Sänger im weißen Haar,
Hoch hebt er die goldene Harfe,
Die ragenden Söhne, das stolze Paar,
Sie zücken das Schwert, das scharfe.

Sie halten den Schild, und der Alte singt
In der Wogen Donnergetose:
„Ich preise den Kampf, wo der Feind anspringt,
Wenn die Nornen werfen die Lose!

Ich preise den Kampf, ich preise den Tod,
Wenn der Grauwolf heult an der Heide,
Es jauchzt die Walküre schlachtenrot,
Es rufen die Weiber Leide.

Nicht der Grauwolf heult, nicht der Helden Schar
Kommt schwertgerüstet gezogen,
Auf Wassern fliegt der Walküre Haar,
Es heulen des Nordmeers Wogen.

Sie kommen, sie steigen! Erhebt den Schild
Und das Schwert, als Helden zu fallen!"
Zusammen schlagen die Wogen wild,
Und des Sängers Worte verhallen.

Es schrillen die Möwen, der Himmel ist fahl,
Es jagen die Wolken und Wogen,
Und über die Helden mit einemmal
Ist die brüllende Sturmflut gezogen.

Fahr über!

Es klopft bei Nacht an des Schiffmanns Haus:
„Grauferge, wach auf und komm heraus!
Fahr über, fahr über!“

Es wirren sich Stimmlein vor seiner Tür,
Sie klagen und weinen und rufen;
Er reibt sich die Augen und tritt herfür,
Da huscht es um die Stufen.

Der Mond steht blaß, die Wolken gehn,
Er hört die Stimmlein und kann nichts sehn —
„Fahr über, fahr über!“

Er reibt sich die Augen noch einmal,
Geht brummend zum Ufer nieder:
„'s ist Berchtentag, da spukt's im Tal,
Was wird's nun heute wieder?“

Er schöpft das Wasser aus dem Kahn,
Da hört er's trippelnd und drängend nahn —
„Fahr über, fahr über!“

Es huscht herein — er spricht kein Wort,
Er löst des Kahnes Kette,
Sie klirrt auf dem Kies — noch immer fort
Drängt sich's zur Uferstätte.

Er stößt vom Land, der Kahn ist schwer,
Doch immer noch ruft's vom Ufer her:
„Fahr über, fahr über!"

Er fährt hinüber, er kehrt zurück,
Es füllt der Kahn sich wieder —
„Das gibt heut nacht ein gutes Stück,
Noch läuft's zum Ufer nieder!"

Schon klingt die Morgenglocke hell,
Und ängstlicher ruft's und lauter: „Gesell,
Fahr über, fahr über!"

Er fährt, bis daß der Frühwind streicht
Und rot die Berge glimmen;
Am letzten ist der Kahn gar leicht,
Er hört nur wenig Stimmen.

Und wie er wieder heimfährt, blitzt
Der Sonne erstes Leuchten,
Ein alter Nix am Steuer sitzt
Und streicht den Bart, den feuchten.

Der spricht: „Gesell, nun ist's genug,
Nun sind sie alle geborgen!
Weißt, was dein Kahn für Fahrgäst' trug
Von Mitternacht zum Morgen?

Das waren die Kleinen, die Guten zumal,
Holzleutchen, Moosweibchen vom Walde
Und Mummen vom Korn, Weißelben vom Tal
Und Schrate vom Berg und der Halde;

Und Katermännchen vom Bauernhaus
Und Wichte vom Hof und vom Stalle
Und Mumel vom Teich auf der Heide drauß —
Sie müssen wandern alle!

Die Christenglocke scheucht sie davon,
Sie können nicht hören den bimmelnden Ton:
Zur Messe, zur Messe!

Sie können's nicht hören, wie man sie schilt
Unholde, Schadstifter und Diebe,
Sie klagen, daß man mit Fluchen vergilt
Der Gutgesellen Liebe.

Sie wandern und weinen: davon, davon!
Der Pfaffe ist schuld und der Glocke Ton:
Zur Messe, zur Messe!

Nur die Nachtmar blieb und die schielende Trut
Und der Bilweiß, der Saatenvernichter —
Gegangen ist alles, was hold und gut,
Es blieb nur schlimmes Gelichter.

Fahr wohl! Du findest deinen Lohn!
Da klingt schon wieder der Bimmelton:
Zur Messe, zur Messe!"

Es taucht der Nix, dem Schiffmann graut,
Er fährt zur Landestelle,
Und wie er nach seiner Kette schaut,
Da blinkt sie silberhelle.

Sie war von schwerem Silber ganz,
Die Ruder waren von Golde.
Da stieß er den Kahn in der Wellen Tanz,
Nun mochte fahren, wer wollte!

Doch oft noch fuhr er nächtens empor,
Ihm war, als riefen die Stimmlein im Chor:
„Fahr über, fahr über!"

Sigrun.

I.

Nächtlich am Aarstein sitzt
Helgi, der Held,
Kampfmüd, blutbespritzt,
Wölfe durchtraben das Totenfeld.

Wetterleuchten
Zuckt um den Rand
Der regenfeuchten
Wolkenwand.

Da bricht ein Schein
Heller hervor —
Aus dem Wolkentor
Zu Zweien und Drei'n
Kommen Walküren gefahren,
Helme auf flatternden Haaren,
Speere von Flammen umglastet —
Tau von der Mähne jeglichem Roß
Träuft — querüber hastet
Über's Schlachtfeld der Troß.

„Wohin? Haltet auf,
Wunschmädchen, den Lauf!"
Ruft Helgi hinauf,
„Hundings Söhne
Schlug ich in der Schlacht —
Wer kürzt mir die Nacht
Helmlösend, in bräutlicher Schöne?"

Da hemmt den Hengst
Sigrun, Högnis Maid:
„Hör, Helgi, längst
Mit teurem Eid
Verhieß mich der Vater
Dem Hödbrodd, Granmars Sohne —
Ich nannt' ihn im Hohne
Einen König, so kühn wie der schnurrende Kater —
Doch wird er kommen, wenn neun der Nächte
Vorüber sind, läd ihn nicht,
Den grauen Wicht,
Helgi, der Held, zum Gefechte."

Empor fährt Helgi, nieder lenkt
Sigrun den Hengst — die Speere geschwenkt
Stieben die Schwestern davon.
Da verlobte sich zwischen Lust und Leid
Högnis Maid
Am Aarstein Sigmunds Sohn.

II.

Nach Frekastein fahren durch Fluten und Riffe
Blauschwarze Schiffe.

Schilde strahlen, Goldschmuck blinkt,
Vom Steven Helgis Flagge winkt.

Ihn tragen die Wellen im Sonnenschein
Zum Kampfe mit Hödbrodd nach Frekastein.

Dort harren gerüstet die Granmarssöhne,
Zu fechten um Sigrun, die Schöne —

Und Högni, ihr Vater, in grimmem Leide
Und Bragi und Dag, ihre Brüder beide.

Da hüllt sich die Sonne, da dunkeln die Wogen
Und rollen in hohlen Bogen.

Donner darein!
Zackige Blitze in schwefelndem Schein!

Ruder ächzen, Eisen klirrt,
Schild an Schild, vom Blitz umflirrt.

Stoßend knarren Segelstangen,
Schwertgestützte Helden bangen.

Vor Helgis Langschiff aus schwarzem Schlund
Taucht die tückische Ran mit höhnendem Mund.

Helgi schweigend am Steven steht,
Ruhig, sturmumweht.

Ihm zuckt keine Wimper, er läßt es toben
Und schaut nach oben.

Und ein breiter Blitz aus der Wolken Mitten —
Walküren kommen geritten.

Neun Rosse, neun Schwestern — Sigrun voran:
Unter taucht Ran.

Und Sonne aus Wolken und ruhiges Licht
Unterm Helme von Sigruns Angesicht.

Der Himmel blau, besänftigt die Wogen —
Ans Land nun, nach Frekastein gezogen!

III.

Raunende Wogen rollen zum Strande,
Grauhunde Odins heulen im Lande,
Am Frekasteine die Dämmrung spinnt
Und kalter Tau über Leichen rinnt.

Sigrun kommt durch die Walstatt gegangen,
Flatternde Haare um Stirn und Wangen,

Neigt sich spähend hier und dort,
Murmelt und schüttelt und wandert fort.

Helgi kommt der Hohen entgegen
Rasch auf blutgeröteten Wegen,
Schweigend legen sie Hand in Hand —
Raunende Wogen rollen am Strand.

Helgi:

Nichts hast du, Sigrun, beim Siege gewonnen!
Drüben liegt Hödbrodd blutberonnen —
Und Bragi dort — und Högni hier —
Nur Dag, dein Bruder, schwur Eide mir.

Weine nicht, Sigrun! Nicht wir verschulden!
Nornen weisen, Menschen dulden.
Weine nicht, Sigrun! Die Rune liegt —
Kein König, kein Weib sein Schicksal besiegt.

Sigrun:

Beleben möcht ich, Helgi, die Toten
Zu neuem Kampf — und im blutesroten
Arme möcht ich zugleich dir ruhn —
Weib oder Waise, was bin ich nun?

IV.

In Helgis Schilde liegt sein Sohn,
Und Sigrun singt mit dumpfem Ton:

Schlafe im Schild!
Das Meer wogt wild,

Ein Schwert liegt am Strand,
Das beste im Land,
Blutiger Wurm in der Schneide,
Spitze mit Schrecken gefeit und Leide:
Findest du's, ist's dein —
Schlafe, schlaf ein!

Schlafe im Schild!
Sturm saust wild,
Weltesche zittert, doch steht sie noch,
Mimirs Quell siecht, doch rinnt er noch,
Runen ritzen die Nornen ein —
Schlafe, schlaf ein!

Schlafe im Schild!
Wolf heult wild —
Wenn Muspels Söhne den Weltkampf fodern,
Flammen den nährenden Weltbaum umlodern,
Steinberge stürzen, Götter vergehn:
Bist du ein Held, so bleibst du stehn
Aufrecht allein —
Schlafe, schlaf ein!

V.

Eisige Nacht, Walküren reiten,
Schlossen wirbeln, Wolken streiten,
Strahlen stehen still auf Speeren,
Drunten klirrt's von ziehenden Heeren.

„Saht ihr Sigrun, Schwestern?“
„Gestern!
Wiegt den zweiten Knaben im Schild,
Singt bald wild, singt bald mild,
Ist ein Weib wie die andern!“
„Mag als Witwe wandern
Bald um Helgis Hügel am Strand!“
„Wo ist die Hand,
Die Helgi fällt?“
„Sein Schwert zerschellt
An Odins Speer.“
„Wer führt ihn, wer?“
„Dag sah ich stehen an blutiger Lache,
Opferte Odin für Vaterrache —
Denkt der Eide nicht mehr,
Führt Walvaters Speer.“
„Weh, Sigrun, weh!“
— fort durch Schlossen und Schnee.

VI.

Sigrun:

Wo reitest du her durch blutigen Schnee
Auf dampfendem Roß, mein Bruder Dag?

Dag:

Weinen, Schwester, und Weh
Bringt, was ich künden mag.

Sigrun:

Wen traf dein Speer? Er träuft von Blut.

Dag

Im Fesselwalde Helgi ruht
Am vereisten Quell, am starrenden Bache:
In der Frühe traf ihn die Vaterrache.

Sigrun

So sollen dich scheiden die Eide all,
Die du Helgi schwurst bei Frekastein!
So liege zum Fraß auf der Heide all
Den Habichten Odins bei Frekastein!
Nicht fahre das Schiff, das unter dir furcht
Die salzige, urkalte See,
Beim erwünschtesten Wind!
Nicht schneide das Schwert, das im Kampf du schwingst,
Es schwirre denn hauend dir selbst ums Haupt!
Nicht renne das Roß, das unter dir rennt,
Und folgt auf der Flucht dir der grimmeste Feind!
Sei Wolf im Walde,
Des Beistands bar,
Nach Leichen lauf durch die Heide!
So scheiden dich alle Eide!

Dag:

Mit Odin hadre! Der ist schuld,
Zwistrunen warf er zwischen Verwandte!

Sigrun:

Suche des argen Loki Huld,
Fahre als Wolf durch die Lande!

VII.

Helgi:

Der Herrschaft Hälfte hast du mir geboten,
Walvater, da ich kam nach Walhall her —
Doch sieh, noch bluten mir die roten
Kampfspuren, die mir schlug dein Speer!
Noch tropfen mir zu Nacht die Tränen,
Die Sigrun weint, auf Brust und Arm —
Es hängt ihr Haar in schlaffen Strähnen,
Sie sitzt und sieht in grimmem Harm,
Daß einmal nur ein Glanz noch breche
Aus ihres Helden Grab am Strand,
Daß einmal noch sie zu ihm spreche,
Noch einmal halte seine Hand!
Es zerrt mein Roß am goldnen Zügel,
Mein Grabgefolge steht geschart
Und Sigrun wandelt um den Hügel —
Walvater, gönne mir die Fahrt!

VIII.

Sie steht am Grabeshügel und harrt,
Ob sein Schild nicht klingt, ob sein Roß nicht scharrt;
Sie schaut ins erbleichende Sonnenlicht,
Sie murmelt und spricht:

Ob Helgi kommt zum zweitenmal?
Schon lassen sich nieder die Aare schwer

Auf Eschenzweige im dämmernden Tal,
Tauig zieht die Nacht einher.

Er kam zum Hügel in letzter Nacht
Mit Händen kalt, mit weinenden Wunden!
Im Hügel hab' ich den König gefunden,
Ich hab' ihm die Ruhstatt zurecht gemacht:
In Grabesnacht zwischen Lust und Harm
Dem entseelten König ruht' ich im Arm —
„Stimme niemand ein Sterbelied an,
Weine nicht, Sigrun!" sprach er leis,
„Die Tropfen brennen erdenheiß —
Weine nicht, Sigrun, getan ist getan!
Kein König, kein Weib sein Schicksal besiegt,
Eh der Morgentau auf dem Hügelgras liegt,
Muß ich reiten wieder gerötete Wege,
Nach Walhall die Stege!"

Ob Helgi kommt zum zweitenmal?
Schon ließen sich nieder die Aare schwer
Auf Eschenzweige im dämmernden Tal,
Tauig zieht die Nacht einher. —

Traum sinkt auf die Welt,
Reichlicher fällt,
Kälter der Tau,
Still Hügel und Au,
Dumpf rauscht das Meer —
Er kommt nicht mehr!

An Odins Seite, in Odins Saal
Sitzt mein König, mein Herr beim Mahl —
Allein, Sigrun, allein!
Allein in den Hügel hinein!
Stimme niemand ein Sterbelied an,
Weine nicht, Sigrun, getan ist getan!
Hinein in den Hügel, hinein!
Stirb hin — Helgi war dein!

Odins Rabengesang.

In Odins Halle, grauhaarig und alt
Sitzen die Götter und schweigen,
Kein Goldhorn kreist, keine Harfe schallt,
Dämmernde Schatten sich neigen.

Vom Weltbaum sank das grünende Laub,
Der Stamm, der mächtige, modert,
Der Quell an der Wurzel versiegt im Staub —
Zum Rat sind die Götter gefodert.

Sie sitzen wie in schwerem Traum,
Sie ahnen übles Verhängnis,
Sie sitzen stumm und nicken kaum
In heiliger, hehrer Bedrängnis.

Auf Odins Schultern der Raben zwei
Schwarze Schwingen dehnen,
Hungriger Walstattwölfe zwei
Zu seinen Füßen gähnen.

Lang schaut sich Odin um im Kreis —
Zu seinem Ohre neigen
Die Raben sich; sie raunen leis —
Und Odin bricht das Schweigen:

„Vom Weltbaum sank das grünende Laub,
Es bricht des Verderbers Gefängnis,
Der Unhold der Tiefe brüllt nach Raub,
Es naht der Götter Verhängnis!

Die Götterdämmerung bricht herein,
Alle Wetter stürmen und wüten,
Das Ende naht im Flammenschein,
Nicht einer mag sich behüten.

Die Zeit ist um, wir versinken all,
Und neue Götter erstehen —
Doch mögen sie jauchzen ob unsrem Fall,
Sie werden wie wir vergehen!

Vergehen, verstäuben ist Weltenlos,
Auch Götter schwinden und rollen
Der ewigen Nacht in den dunkeln Schoß —
Vorbei, versunken, verschollen!"

Schmiedebrauch.

Die Sonn' im Westen Abschied nahm,
Als ich an der Schmiede vorüber kam.

Ich trat an die Tür und schaute hinein —
Noch glühte die Esse im Feuerschein.

Um den Ambos stoben die Funken hell,
Da schmiedet der Meister und sein Gesell.

Und kaum das Eisen geschmiedet war,
Da klang die Abendglocke klar.

Der Meister fromm sein Käpplein zog,
Der Gesell ein wenig den Nacken bog.

Der Meister legte das Schurzfell beiseit
Und sprach: „'s ist Feierabendzeit!"

Doch eh er nun die Schmiede verläßt,
Faßt er noch einmal den Hammer fest,

Tut auf den Ambos einen Schlag —
Was das nun wohl bedeuten mag?

Ich hielt ihn unter der Türe an
Und fragte — da brummte der alte Mann:

„Das ist ein guter Schmiedebrauch
Und nützt der ganzen Welt wohl auch.

Der Teufel feilt an seiner Kett'
Mit jedem Schlosser um die Wett'.

Er hätt' sie durchgefeilt schon lang,
Wär' nicht des Schmiedehammers Klang.

Am Feierabend ein kalter Schlag
Des Teufels Kette festen mag.

Das ist ein guter Schmiedebrauch
Und nützt der ganzen Welt wohl auch!"

Drauf ging der Meister von dannen gemach,
Der junge Gesell sah ihm spöttisch nach.

Er sprach: „Das ist eine dumme Geschicht',
Es gibt ja keinen Teufel nicht!"

Doch eh er aus der Werkstatt ging,
Der Ambos den kalten Schlag empfing.

Und wenn des Teufels Kette bricht,
Der junge Gesell ist schuldig nicht.

Irrlicht.

Verirrt auf der Heide, verirrt im Moor
Und die wirren fliegenden Locken betaut —
Was willst du, was irrst du durch Schilf und Rohr?
„Dich will ich, du reizende Braut!"

So komm, so komm! Wo die Blumen so groß
Und die Binsen so hoch und die Blätter so breit,
Dort sollst du ruhen in meinem Schoß,
Dort ist die Hochzeit bereit!

— Der Nebel rieselt, es rauscht im Schilf,
Feucht schwanken die Binsen, die Blumen ringsum —
Noch ein Schritt — und ein Schrei: „o Himmel, hilf!"
Und alles ist wieder stumm.

Ein Erschlagener.

Stumm ist die Runde,
Kein Lüftchen regt sich,
Kein Blatt bewegt sich
Im Waldesgrunde --
Finsteres Schweigen
Uber den Zweigen,
Kein Atemzug —
  Da plötzlich grelle
Mondeshelle —
Und ein Schauer rieselt von Blatt zu Blatt,
Und das welke Laub sinkt todesmatt
Zum blutigen Grund —
  Es heult ein Hund:
Dem haben den Herrn sie erschlagen.

Waſſerſtändchen.

Das war eine Fahrt in dem ſchaukelnden Kahn
Auf roſig dämmernden Wellen —
Nun legen am blühenden Garten ſie an,
Nun ſchleichen ſie leiſe zum hohen Altan,
Die kecken verliebten Geſellen.

Vorüber ging es an manchem Haus,
Manch Mägdlein grüßte hernieder,
Es winkte aus manchem Garten heraus
Von Blumen ein bunter, duftiger Strauß —
Und vom Kahne klangen die Lieder.

Doch hinunter, hinunter in jubelnder Haſt!
Im Takte die Wellen erklingen,
Schon dunkler verzittert ihr purpurner Glaſt,
Voll Ungeduld trägt der Kahn ſeine Laſt:
Noch gilt es, den Schönſten zu ſingen.

Wie duftet der Garten ſo wunderbar,
Wie nicken die Blumen und ſchwanken!
Und droben das wonnigſte Schweſterpaar —
Sie beugen ſich nieder in dunklem Haar
Vom Altan, den die Reben umranken.

Nun hebt sich das Lied — erst leise und sacht,
Dann voller in mächt'gen Akkorden —
Und wieder verklingt es — in funkelnder Pracht
Dringt Stern um Stern durch die sinkende Nacht
Und so still ist's droben geworden.

Und Eine beugt sich erglühend vor,
Und ein Röslein fällt vom Altane —
Und scheidend schaut Einer noch einmal empor,
Schon schleichen sie wieder durchs Gartentor,
Von dannen rauscht es im Kahne.

Eine alte Geschichte.

I.

„So voll war's selten an Gesellschaftstagen
In diesem Saal — mir scheint, es geht was vor!
Sieh, wie der Hausherr lächelt voll Behagen!

Er flüstert seiner Gattin leis ins Ohr,
Er sieht befriedigt ringsumher im Kreise
Und mustert den brillanten Damenflor;

Er reibt die Hände — ganz nach seiner Weise,
Sobald ihm etwas auf dem Herzen liegt —
Winkt seiner Tochter: sie errötet leise!

Sieh, wie's ihr flüchtig übers Antlitz fliegt!
Ein lichtes Rot färbt ihre zarten Wangen,
Die weiße Stirn, um die das Haar sich schmiegt,

Als wär ein Sonnenstrahl dran blieben hangen —
Nun lächelt sie, das steht ihr wunderbar!
Gut, daß du heute mit mir bist gegangen —

Es geht was vor — nun wird mir's völlig klar!"
Der Doktor sprach's dort in der Fensternische
Zum Fremden, der mit ihm gekommen war.

Durchs Fenster zog die Nachtluft ein, die frische,
Ins schwüle, lichtdurchflimmerte Gemach,
Stumm sah der Gast hinüber zu dem Tische,

Wo das Gespräch verstummte nach und nach,
Bis endlich ein erwartungsvolles Schweigen
Auch in die Nebenräume Bahn sich brach.

Der Fremde sah ihr Haupt die Jungfrau neigen,
Sah ihr zur Seite einen schönen Mann,
Er sah des Hausherrn Hand auf beide zeigen;

Nur wie im Traum hört er die Worte dann:
„Das neue Paar — Gesellschaft vorzustellen —
Sehr glücklich — diesen Abend wählen kann —"

Jetzt eine Pause — nun beginnt zu schwellen
Die Redeflut ringsum, glückwünschend bricht's
Aufs Brautpaar ein in phrasenreichen Wellen.

„Ein schöner Mann, doch — weiter eben nichts!"
Bemerkt der Doktor leis zu dem Begleiter.
Der schaut noch unbewegten Angesichts

Hin nach der Braut, die ruhig lächelnd, heiter
Dort in dem Kreise der Bekannten steht,
Der Freundinnen, Verehrer und so weiter.

Langsamen Schrittes auch der Fremde geht
Jetzt auf sie zu, sich neigend spricht er leise:
„Sei glücklich und leb wohl, Elisabeth!"

Niemand vernahm das Wort umher im Kreise,
Ein leichter Schauer nur durchbebt die Braut,
Als zög' durchs Herz ihr eine alte Weise,

Ein altes Lied, das einst ihr lieb und traut —
Nun ist's verhallt; sie reicht die Hand, die schmale,
Dem Fremden, der ihr ernst ins Auge schaut

Und ruhig dann entschreitet aus dem Saale.

II.

„Noch ein Glas Wein! Hier stehen die Zigarren!
Jetzt sind wir unter uns, nun bitt' ich dich,
Laß mich nicht länger auf Erklärung harren,

Was heut für eine Laune dich beschlich?
Weglaufen, als man anfing, warm zu werden!
Was soll das heißen, alter Junge? Sprich!"

„„Nichts weiter, Doktor! Nichts als Kopfbeschwerden,
Nachwehen von der Reise — schwüle Luft;
Ich wollte meinen Schlaf mir nicht gefährden.““

Und ruhig sog er der Zigarre Duft
Und schlürft ein Schlücklein von dem firnen Weine;
„Ach Flausen!“ ärgerlich der Doktor ruft,

„Gestehe nur! Du weißt ja, was ich meine!
Los mit dem Weltschmerz, der dahinter steckt!“
„„Weltschmerz, mein Freund? So lies im Heinrich Heine!

Der hat noch mehr Verlogenes ausgeheckt,
Womit sich eitle Dichterlinge quälen.
Du hättst gern ein gebrochnes Herz entdeckt?

Das tut mir leid! — Doch soll's an mir nicht fehlen:
Wie Kindern will ich dir vor Schlafengehn
Ein kleines hübsches Märchen noch erzählen.

Es war einmal — es war — wo blieb ich stehn?
Ein kleines Mädchen war, ein wunderbares,
Wie du dein Lebenlang noch keins gesehn!

Ein Blondhaarköpfchen war's, ein sonnenklares,
Es war — wie sagtest du heut abend nur?
Als trüg' sie Sonnenstrahlen statt des Haares —

Ja wohl! Und wenn sie ging durch Wald und Flur,
So ging gar oft der Hans mit ihr, der große,
Und wies sie auf der schönsten Blumen Spur;

Er brach vom Hage ihr die wilde Rose
Und sang ihr Lieder vor von süßem Laut,
Wenn sie gelagert sich im weichen Moose;

Oft haben sie auch noch emporgeschaut
Am Abend spät, gelehnt am Fensterrahmen
Zum dunkeln Himmel, wo so still und traut

Die wohlbekannten lieben Sterne kamen —
Sie jauchzte laut ob ihrer goldnen Pracht,
Und manches Sternlein nannt' er ihr mit Namen.

Da hat mein guter Hans nicht drangedacht,
Daß das nicht ewig konnte weitergehen –
Das Kind verschwand und — Doktor, gute Nacht!

Die Braut, die Dame hast du selbst gesehen!""

Ein Leben.

I.

Es schossen die Schwalben das Dorf entlang,
Und der Fink in der Linde sein Liedel sang.

Es flogen die Falter ein und aus
Übern Gartenhag an des Pfarrers Haus.

Von der Kirche daneben kam Glockenschlag,
Und still in Blumen der Kirchhof lag.

Und hinter des Kirchhofs Mauer zog
Die Wiese sich hin, wo die Biene flog.

Ein Pfad zog hindurch, der verlor sich bald
Gar heimlich lockend im tiefen Wald.

Und über dem allem der Sonnenschein
So hell und so duftig — o schlimmes Latein!

Es schossen die Schwalben am Fenster hin,
Wo der Knabe saß mit verdrossenem Sinn.

Und der Finke schlug, und der Falter kam
Geflogen herein zu dem Bücherkram.

Und die Glocke klang, und der Knabe schlug
Den Nepos zu — und hinunter im Flug!

Und hinunter durch Garten und Kirchhof bald
Die Wiese dahin zum lockenden Wald!

Und da liegt er in Blumen und Sonnenschein
Und träumt in die flüsternden Wipfel hinein.

Und der Kuckuck ruft, und der Käfer fliegt,
Und das schwanke Gras in den Schlaf ihn wiegt.

II.

Das Mondlicht fließt um alte Klostermauern,
Der Flieder duftet in des Kreuzgangs Garten,
Vom Fluß herüber leichte Dünste schauern,
Dahinter steigen dunkle Felsenwarten.

Ein Mönch ist's nicht, der unterm Fensterbogen
Der Zelle steht, darein das Mondlicht gleitet —
Die Mönche sind schon lange fortgezogen,
Zu Predigern werden Knaben hier bereitet.

Ein Knabe ist's — es zogen sechzehn Jahre
An ihm vorüber kaum in raschem Schimmer —
Er wirft zurück die langen blonden Haare
Und beugt sich weit hinaus ins Mondgeflimmer.

„Freiheit!“ so klingt's von seinen Lippen leise.
Und über Dächer, drauf die Sterne scheinen,
Tönt fern herüber eines Ständchens Weise —
Da fängt der Knabe bitter an zu weinen.

III.

„Frei ist der Bursch!“ In vollen Zügen
Einmal getrunken der Freiheit Genügen,
Einmal vergessen die strenge Zucht!
Frei ist der Bursch! Ihr staubigen Bände
Ledernen Wissens, mit euch an die Wände!
Einmal das Leben, das frische, versucht!

Frei ist der Bursch! Geschwungen die Becher!
Stimmet die Kehlen, ihr wackeren Zecher,
Singet von allem, was jugendlich glüht!
Frei ist der Bursch! Im Herzen tief innen
Quellen uns Ströme, die nimmer verrinnen,
Glutet ein Feuer, das nimmer versprüht!

Frei ist der Bursch! O Lieben und Leben,
Flügel der Dichtung, vom Himmel gegeben,
Kühnliches Denken und reiches Gefühl!
Ämter und Würden — laßt ferne sie winken!
Stürzt euch hinein, und mögt ihr versinken,
Hier in der Gegenwart buntes Gewühl!

IV.

Der Tag ist kühl, des Herbstes Nebel wallen,
Bereiftes Spinnweb hängt um Baum und Strauch
Im Parke, wo die roten Blätter fallen
Und durch die Wipfel streicht des Sterbens Hauch.

Die letzten Blumen rüsten sich zum Scheiden,
Die falbe Ranke zittert todesbang —
Und bang erzittert auch das Herz den Beiden,
Die schweigend gehn den sandigen Weg entlang.

Vor Monden ist er ferneher gekommen,
Ein Jüngling voll Begier, die Welt zu sehn —
Nun ruft die Pflicht ihn heimwärts, und beklommen
Sieht er ein enges Leben vor sich stehn.

Und sie, die schlanke Jungfrau ihm zur Seite,
Wie hat sie seinen Worten oft gelauscht,
Wenn keck sein Denken flog ins Große, Weite,
Wenn stolz wie Wogenschlag sein Lied gerauscht.

Und nun, was nun? In bebenden Gedanken
Gehn sie dahin, bis er das Schweigen bricht:
„Du kennst sie nicht, die dürftig engen Schranken,
Die mich erwarten, o du kennst sie nicht!

In reichen Füllen sorgsam auferzogen,
Mit weitem Geist, ans Große nur gewöhnt,
Bist du durchs Leben sorglos hingeflogen,
Das sich mit jedem Schmucke dir verschönt.

Du würdest vor den kleinen Sorgen schaudern,
Dem drückenden Entbehren Tag für Tag —
Genug, genug! — wozu ein länger Zaudern?
Wir müssen scheiden! — geh's, wie's gehen mag!

Mit großem Mut ein kleines Sein zu fassen,
Das Schwerste dünkt mir's, was man fordern kann!
Um öde Pflicht das schönste Wünschen lassen —
Ich muß und will und trag' es als ein Mann!"

V.

Schon Mitternacht! Ein Pfarrhaus ist es wieder:
Dort bei der Lampe sitzt ein bleicher Mann,
Es brennen überwacht die Augenlider,
Und um die Lippen zuckt es dann und wann;
Ins Testament, das vor ihm aufgeschlagen,
Starrt er, und wieder dann, als wollt' er fragen,
Schaut er den Christuskopf dort überm Schreibtisch an.

Nun springt er auf — das Feuer, das gesunken,
Facht er im Ofen an zu neuer Glut —
Und wieder sitzt in Brüten er versunken,
Starrt in die Lampe, wie ein Träumer tut;

Auf springt er wieder wie in bangem Ringen,
Das Fenster reißt er auf — die Lüfte dringen
Der Wintersternennacht herein in kühler Flut.

Von seinen Lippen klingt es: „Was ist Wahrheit?
Uraltes Dunkel, undurchdringlich dicht!
Ihr Sterne dort in eurer kalten Klarheit,
Ihr höhnt den Frager, Antwort gebt ihr nicht!
Sternschnuppengleich mit täuschendem Gefunkel
Zieht hier und da ein Streifen durch das Dunkel,
Doch nur Geflacker ist's und nimmermehr ein Licht.

Den alten Christus hat man uns genommen,
Wie ihn die gläubige Einfalt sich gedacht —
Der neue ist ein Schattenbild, verschwommen,
Das in kein Herz noch wahren Trost gebracht!
Von beiden keiner ist der Weg, die Wahrheit,
Das Leben — und von keinem strömt die Klarheit,
Nach der ich dürste, aus — und ewig bleibt es Nacht."

Er schließt das Fenster, läßt sich müde nieder
Vor dem Klavier — es gleiten ohne Wahl
Die Hände auf den Tasten hin und wieder —
Es klingt wie Wellenschlag im Mondenstrahl —
Und höher branden auf der Töne Wogen
Und sinken wieder, leise hingezogen,
Und ruhig tönt zuletzt und friedlich ein Choral.

VI.

Sonntagmorgen! Schneeig schimmernd
Liegt's auf Feld und Dorf und Bach,
Sonnenstrahlen gleiten flimmernd
Dorfentlang von Dach zu Dach.

Still die Gassen, die verschneiten!
Durch den frischen Schneefall nur
Kleine schmale Wege leiten
Und versunkner Tritte Spur.

Zu dem Kirchlein auf dem Hügel
Aufwärts weisen sie den Steg —
Alles schweigt — mit leisem Flügel
Schwirren Meisen übern Weg.

Alles schweigt — im Kirchlein drinnen
Ist verklungen der Choral,
Von vereisten Fenstern rinnen
Tropfen in der Sonne Strahl.

Von vereisten Herzen mählig
Taut die harte Rinde fort —
Sonngewaltig, sonnenselig
Tönt der Predigt mächtig Wort.

Ist das noch der nächtige Denker —
Dem das Wort so feurig sprüht,
Dem wie einem Schlachtenlenker
Siegesklar das Auge glüht?

Ist das noch der Zweifelschwanke —
Dem vom Mund Gewißheit klingt,
Dem Gedanke an Gedanke
Fest sich ineinanderschlingt?

Hört ihn: „Nicht aus dumpfem Brüten,
Aus verworrenem Fragen nicht
Sprossen Christi Lebensblüten
Dir im Herzen auf zum Licht.

Nur aus liebendem Verlangen,
Aus sehnsüchtigem Gemüt
Blühn sie auf in seligem Prangen
Friedenduftend, gotterglüht!

Keines Wissens öde Kunde
Dir den Weg zu Christo weist,
Nur im tiefsten Herzensgrunde
Offenbart er sich als Geist —

Zündet Geist und zündet Klarheit,
Und du fühlst es göttlich klar:
Christus ist der Weg, die Wahrheit
Und das Leben immerdar!"

VII.

Es leuchtet der Mai und der Kirschbaum blüht,
Und das erste Röslein am Hage glüht.

Die Glocken läuten, es schallt der Chor,
Mit Kränzen geschmückt ist das Kirchentor.

Die Schwalben zwitschern vorüber im Flug —
Vom Kirchsteig kommt ein Hochzeitszug.

Wie golden schimmern die Locken der Braut,
Wie leuchten die Augen, feucht betaut!

Von der Kirche zum Pfarrhaus geht der Zug,
Im Garten nicken der Blumen genug.

Nun hat eine Herrin das öde Haus,
Und Frühlingslüfte gehn ein und aus.

Nun immer vorwärts und nimmer zurück!
Auch in engen Schranken erblüht das Glück.

VIII.

Die Jahre gingen — und die Sorgen kamen,
Die kleinen Sorgen, die den Geist erlahmen,
Die großen, welche drückend auf ihm lasten —
Sie hemmen tausendfach, vergönnen nie zu rasten,
Sie machen kleinlich, schränken ein den Blick
Und überliefern wehrlos dem Geschick

Den Mann, der einst ihm keck die Stirne bot.
Für hundert Andre soll des Geistes Flammen
Er lodernd halten hell und warm zusammen —
Und kaum vergönnt man ihm sein täglich Brot!
Er sieht die Kinder wachsen und erblühen,
Ratlos, was aus den Blüten werden soll,
Er sieht die Hausfrau Tag und Nacht sich mühen,
Ihr schönes Aug ermatten kummervoll —
Statt Geistesflüge bringt nur Sorgen, Sorgen
Und wieder Sorgen jeder neue Morgen.
Wo ist der Ruf des hohen Geistes hin?
Jetzt zucken sie die Achseln über ihn,
Jetzt nennt man ihn versumpft, versauert —
Er selber nennt sich so — und schauert.
Die Flamme, die einst tausendfach gesprüht,
Nur matt noch in der Asche weiterglüht.

IX.

Und wieder ist es Herbst — im Winde wehen
Die falben Blätter um des Kirchhofs Mauern,
Verblaßte Blumen auf den Hügeln stehen,
Wo ernst und stumm die morschen Kreuze trauern.

Und wieder zieht das alte leise Klagen
Wehmütig flüsternd hin durch Busch und Bäume,
In trübem Grau die öden Berge ragen,
Ein fahles Rot umzuckt die Wolkensäume.

Es steht ein Mann an einem frischen Grabe,
Drauf Kränze welken, dürre Blätter stieben:
Da unten ruht ihm seine beste Habe,
Sein treues Weib, sein Leben und sein Lieben.

Der Mutterliebe Sorgen zehren schnelle,
Und schneller als das Alter bleicht der Kummer,
Gar sicher wiegt der grämliche Geselle
Ein treues Herz in seinen letzten Schlummer. —

Die Wolken ziehen tiefer hin und trüber,
Dem Mann am Grab beginnt die Brust zu klopfen,
Die Blätter wirbeln ängstlicher vorüber —
Auf welke Kränze fallen schwere Tropfen.

X.

Und Monde ziehen wieder, Jahre rollen,
Und Haare werden bleicher, Lippen stummer,
Die Wünsche schweigen, linder wird der Kummer,
Und für die Welt ist einer bald verschollen.

Doch unter Schutt und Asche glüht noch immer
Das Feuer fort, das einst so leuchtend flammte;
Und wieder glüht es auf, das gottentstammte,
Doch stille nur, mit ruhig mildem Schimmer.

Es leuchtet nur den Armen noch, den Kranken,
Dem werdenden Geschlecht und seinem Ringen
Und wärmt am Abend, wenn die Glocken klingen,
Das müde Herz mit Ewigkeitsgedanken.

In einer Kirche.

I.

Hörst du, wie's leise bröckelt an der Mauer?
Ein Steinchen fällt — noch eines — in den Stühlen
Vernehmlich tickt des Holzwurms emsig Wühlen,
Hoch ragt das Christusbild in bleicher Trauer.

Wie blind die Scheiben — manche ist zerbrochen,
Der Luftzug streicht hindurch, und wiegend schwanken
Vorm Fenster draußen dunkle Epheuranken,
Die langsam pfeilerhoch emporgekrochen.

Schon drängt der Epheu sich in alle Spalten,
In alle Fugen — horch, da bröckelt's wieder,
Ein Steinchen rieselt, wieder eines nieder —
Wie lang, ihr Mauern, werdet ihr noch halten?

II.

Die Glocken klingen, langsam füllt die Halle
Zur Hälfte sich mit Volk, und schläfrig singt es —
's ist Pfingsten heut — „Komm, heiliger Geist!" so klingt es
Zu der verstaubten Orgel dünnem Schalle.

Nun schweigt der Sang, und von der Kanzel Brüstung
Neigt sich ein Greis mit langen weißen Haaren,
Er hält vor sich mit würdigem Gebaren
Das Bibelbuch, des Christenglaubens Rüstung.

Er lieſt, er ſpricht — kaum kann ich ihn verſtehen —
Sein Auge glänzt, doch ſeine Stimme zittert
Und klingt ſo matt, wie wenn um altverwittert
Gebäu im Wald die dürren Blätter wehen.

Die Hörer nicken, ihre Augen ſinken,
Und wieder hör' ich's bröckeln an der Mauer,
Ich ſeh' des Chriſtusbildes ſtumme Trauer
Und ſeh' die Epheuranken draußen winken.

Da — durch's zerbrochne Fenſter blitzt es helle:
Vom Sonnenlicht die Flügel übergoſſen
Kommt eine Schwalbe raſch hereingeſchoſſen —
Dort ſitzt ſie zwitſchernd auf dem Kapitelle.

Aus ihrem Liede hör' ich's freudig ſprechen:
„Laß ſtürzen, was nicht länger mehr will halten!
's iſt Pfingſten heut — und auf des Geiſtes Walten
Vertrau getroſt, wenn alte Formen brechen!"

Hagelschlag.

Die Ros' am Dorn, die Blum' im Korn
Verblassen und verblühen,
Doch voll und schwer steht Ähr' an Ähr'
In der Mittagssonne Glühen.
Das gibt ein Jahr! Daß Gott uns bewahr'
Den langersehnten Segen!
Herb war die Not, nun gibt's wieder Brot!
— So beten sie allerwegen.

Schon die Sichel klingt, der Bursche schwingt
Die erste Garbe zum Wagen.
Schwül und heiß! Stirnen voll Schweiß —
Hat nichts, hat nichts zu sagen!
Glühende Wangen rot! Bald gibt's Brot!
Wie schwer die Ähren wiegen!
Frisch zugefaßt! Und ein Körnlein laßt
Den Armen, den Vögeln liegen!

Die Sonne sticht — halt! Hört ihr's nicht?
War das nicht Donnerrollen?
Könnt' ein Wetter sein. Noch reicht's hinein
Mit dem ersten Wagen, dem vollen!

Rasch auf und fort! — Schon wieder! — Und dort —
Schon wird der Himmel trüber —
Hinterm Waldesrand die schwarze Wand —
O Gott, führ's gnädig vorüber!

Herr des Himmels! Schau: das gelbe Grau,
Die weißen dünnen Streifen!
Könnt's Hagel sein? Nein, nein, nein!
Aber hört ihr das Pfeifen?
Sausender, surrender Ton — näher schon —
Jetzt kommt's übern Wald geschossen —
Noch ein Donner drein — kann's denn sein?
Gott gnad' uns! Das sind Schlossen!

Die Sonn' erlischt, es schwirrt und zischt,
Es rasselt und prasselt und schmettert
Eisig spitz und schwer — Halm und Ähr'
Sinkt hin zerfetzt, zerwettert!
Grün Laub, grüne Frucht, der Äste Wucht
Wirbelt im Sturm hernieder,
Blum' und Halm sich wirrt, Sens' und Sichel klirrt —
Die braucht ihr so bald nicht wieder!

Weib heult und Kind, es brüllt das Rind,
Die Rosse steigen am Wagen —
Kaum daß ein Schrei vergellt, ist's vorbei,
Ist die Ernt' in den Grund geschlagen.

Der Regen schwemmt und spült und schlämmt
Erde und Ähren vom Raine,
Der Garben Pracht ist gedroschen mit Macht,
Doch auf die Tenne kam keine.

Vom Feld nach Haus! Aus ist's, aus.
Schon lacht der Himmel wieder
Blau und klar, wie er vorher war,
Auf Zerstörung und Jammer nieder.
Das Rebhuhn irrt, eine Wachtel schwirrt,
Die Spechte am Waldsaum klopfen,
Ein Hirsch äugt stolz aus dem triefenden Holz,
Und leiser fallen die Tropfen.

Einen Blumenstrauß trug ein Kind nach Haus
In halberstarrten Händen.
Die Mutter klagt, und der Vater fragt:
Wie soll dies Jahr noch enden?
Das Tageslicht geht und die Dämmrung weht,
Das Kind entschlummert heiter.
Die Glocke tönt — des Mannes Brust stöhnt —
Doch die Faust schafft morgen weiter.

Wald!

Im Bergwald schreit ich — Regen gießt hernieder,
Der Sturmwind mißt sich mit den mächtigen Buchen,
Durch dürres Laub und knorrige Wurzeln suchen
Die Wasser sich den Ausweg hin und wieder,
Hier murren sie in dumpfem Rückwärtsrollen,
Dort plätschern klingend sie im sangesvollen
Rhythmischen Gang um moosige Felsenglieder.

Die Erde saugt, das tote Laub, die Moose,
Die gierigen Wurzeln saugen, trinken, schlingen,
Und jauchzend durch lebendige Adern dringen
Die Wasser zum gewaltigen Bergesschoße:
Dort sind sie wohlgeborgen und im Segen,
Dort mildern sie auf tiefgeheimen Wegen
Zu weichen Silberfäden ihr Getose.

O das gibt Quellen für der Sommertage
Verlechztes Grün! O das ist Segen, Segen!
Ich grüße dich, du satter Herbstesregen,
Ich grüße euch, ihr festen Waldeshage!
Ihr seid der Landhag für der Täler Frieden —
Bricht er einmal, so brüllt der Feind danieden,
Der Schwall der Wogen, und es heult die Klage.

O haltet fest! — — Herr Gott, was harst da droben
Der Wind in Wipfeln plötzlich einen Sang?
So hört ich's nicht mehr viele Jahre lang —
Ist das ein Lied wie aller Riesen Toben!
Das stöhnt und dröhnt, wie wenn auf Alpenstegen,
Auf ausgewaschnen glatten Felsenwegen
Dem Süden zu der Wildbach kommt geschnoben.

Halt ein! Herr Gott, dort sah ich nichts von Forsten,
Wer tritt dort in den Weg dem Wasserschwall?
Verwüstet sind die Wälder überall,
Die Hänge gleichen struppigen Geierhorsten:
Dort schießt's herab vom Fuß der Dolomiten —
Schon hat die Hochflut Tal um Tal durchschritten
Und Damm und Brück' im Flachland sind geborsten!

Und Brück' und Damm und Haus und Stall und alles,
Was dran und drin, verschwunden ist's im Nu!
Was stehst und schaust, was schreist und jammerst du?
Wer hört's im Riesenzug des Wogenpralles?
Hier helft! — Versunken! — Hieher! — Schon verschlungen!
Mein Weib, mein Kind! — Gelall von Menschenzungen,
Grillengezirp im Lärm des Donnerhalles!

Stadt in der Ebene: trotzige Ufermauern —
Wie Kinderspielzeug rollen sie dahin!
Den Corso auf und ab die Wogen ziehn,
Durch der Paläste Quader geht ein Schauern —

Und weiter, weiter! Wo denn wird es enden?
Zum Meere strömt's von Alpenfelsenwänden,
Wo triefend, gurgelnd neue Schrecken lauern.

Genug! Mir graust. Genug, ihr Sturmeslieder,
Ich weiß genug! — Das Elend unermessen,
Hilfreiche Herzen werden's nicht vergessen,
Goldströme rieseln von den Alpen nieder —
Das hilft für heut! Bald tönt aufs neu die Klage!
O Moos und Laub, o feste Waldeshage!
Wer gibt den Alpen ihre Wälder wieder?

Die alte Kelter.

Im Frühjahr beim Schlehenblust — ha, ja! —
War der Maurer mit Hammer und Zweispitz da,
Hat hier geklopft und dort gepickt:
Aber die alte Kelter, die hält noch lang,
Der ist vor dem wildesten Wein nicht bang,
Wenn nur Sankt Urban was Rechtes schickt!

Und im Juni die Traubenblüt' — ei mein!
Schon lang war der Neckar nicht mehr so klein,
Schier gingen die Schiff' auf dem Sand —

Hat der Zimmermann über die Hitz' geflucht,
Als er die Kelterbäum' untersucht!
Doch jetzt ist alles in gutem Stand.

Das Kelterstüblein weißelt man nicht:
Da steht an der Wand manch alte Geschicht',
Zahlen die Kreuz und die Quer,
Allerhand Jahrgäng', gut und schlecht —
Na ja, der Heurige, der wird recht!
Vetter, so denkt's uns schon lang nicht mehr!

Am Montag tut man 's Geschirr heraus;
Jetzt, Wingertschütz, trag die Rätsch' nach Haus!
Leser und Buttenträger, juh!
Käufer genug schon, so ist's recht!
Morgen, da springen die Kelterknecht' —
Jetzt, alte Kelter, ist's aus mit der Ruh!

Im Einsiedtal.

I.

Wir waren im Walsergebirg verirrt,
Im blau verschatteten Felsental,
Droben den höchsten Kamm beschritt
Langsam rückend ein Sonnenstrahl,
In die Dämmrung hinunter der Saumpfad schlich,
Kenntlich kaum, von Geröll bedeckt —
Zagend bogen wir um den Fels:
Endlich, endlich ein Haus entdeckt!

Ein kleines Haus und ein Rebenhang,
Enggedrückt an die Felsenwand;
Alles still, nur der Gießbach laut,
Der ins Dunkel hinunterschwand;
Am Pfosten der Türe lehnt ein Mann,
Die Pfeif' im Munde, die Arme verschränkt
Schaut er hinein in das Schattengewirr,
Das sich über die Schluchten senkt.

Langsam nahm er die Pfeif' aus dem Mund,
Als wir fragten nach Weg und Ort,
Schüttelt' gemächlich mit dem Haupt,
Sprach gemächlich ein kurzes Wort.

Deutsche Laute vernahmen wir,
Fragten aufs neu und verstanden zuletzt,
Führen woll' er uns morgen früh,
Aber nicht heute, aber nicht jetzt.

Als er uns zweifelnd und ratlos sah,
Herberg bot uns freundlich der Mann,
Ruhig schritt er voran ins Haus,
Wenige Stufen hinunter dann:
Tastend stehn wir in dunklem Raum —
Einen Augenblick, dann flammt ein Licht,
Er hält's gestreckten Arms empor,
Ein Lächeln gleitet ihm übers Gesicht

Ein Keller war's, in den Fels gesprengt,
Fässer standen in schweigender Reih;
Auf den Boden setzt er das Licht,
Rückt den niedern Schemel herbei,
Greift nach dem Krug und zapft vom Wein —
Golden schießt er aus enger Haft!
Nimmer durchfuhr ein anderer Trank
Uns wie dieser mit rascher Kraft!

Brot zu holen ging der Mann,
Und wir sahen uns weiter um —
Plötzlich prallt mein Gefährte zurück,
Weist nach dem Winkel starr und stumm:

Gehüllt in grobes Linnentuch,
Lang ausgestreckt im flackernden Rot
Der trüben Leuchte liegt ein Mann,
Graubärtig, hohläugig, tot.

Noch stockt unser Denken — schon kehrt der Wirt,
Gelassen reicht er sein Brot uns her —
Schaudernd treten wir zurück,
Fühlen nicht Durst noch Hunger mehr.
Ihm aber geht ein Lächeln aufs neu
Spöttisch schier durch das braune Gesicht,
Und die Pfeife drehend im Mund
Bietet er wieder sein Brot und spricht:

„Hat euch der tote Vetter erschreckt?
Vor drei Tagen früh um Vier
Ist er gestorben altersschwach,
Seitdem liegt er im Kühlen hier;
Nur am Sonntag begräbt man bei uns
Drunten im Tal — die Kirch' ist fern!
Hier braucht selbst ein Toter Geduld —
Morgen ist Sonntag Trinkt, ihr Herrn!"

II.

Der Tote lag in seiner Ruh,
Der Gastfreund sprach uns munter zu,
Der Hunger auch sprach wieder drein,
Wir aßen Brot, wir tranken Wein.

Das Brot war hart, der Wein war gut —
Uns wurde wundersam zu Mut,
Der Schauder vor dem Tode floh,
Wir tranken nie so lebensfroh.

Doch sprachen wir kein Wörtlein laut.
Der Gastfreund wurde schnell vertraut,
Er sprach von seiner Jugendzeit,
Wie er gedient und wie gefreit;

Wie ihm sein junges Weib verstarb,
Wie ihm der einz'ge Sohn verdarb,
Der gegen Garibaldi stand
Als Papstsoldat im welschen Land;

Wie mit dem Vetter er zu zwei'n
Gebaut die Rebe von dem Rhein,
Die heiß gedeiht in diesen Gau'n,
Wo Gletscher nach der Rhone schau'n.

Und als er neu die Pfeif' gestopft,
Tritt er ans größte Faß und klopft
Behaglich dran, voll tönt's und schwer —
„Das ist der beste Jahrgang, der!

Der gibt den Leichentrunk einmal,
Wenn mich sie führen tot zu Tal;
Heut geht es aus des Vetters Faß —
Trinkt, Herrn! Auch das ist wackres Naß!"

Der Tote lag in seiner Ruh,
Andächtig tranken wir ihm zu,
Er nickte nicht, tat nicht Bescheid;
Ab nahm der Wein, ihm war's nicht leid.

Der Gastfreund spürte seinen Wein,
Sein Pfeiflein losch, er nickte ein.
Wir aber sprachen noch zu zweit
Ein Wörtlein von der Ewigkeit.

III.

Wir hatten seltne Totenwacht gehalten
Beim goldnen Wein in kühler Felsengruft,
Nun sah der Morgen in des Tales Falten,
Die Nebel wogten um Gehäng und Kluft.

Wir standen vor dem Hause reisefertig —
Der Tote war zur Reise längst bereit,
Sein Maultier hielt, des Reiters still gewärtig,
Und von den Bergen kam das Grabgeleit,

Entlegne Nachbarn, Männer, Kinder, Frauen,
Saumtierberitten aus dem Nebelflor;
Der Nebel riß, die Felswand stand im Blauen
Und drüber schoß ein Sonnenstrahl hervor.

Wein wird und Brot den Nachbarn stumm geboten,
Im Kreise stehen sie und alles schweigt —
Nun binden auf das Maultier sie den Toten,
Aufrecht im Sattel, kaum das Haupt geneigt.

Sein harrt der Sarg erst an des Grabes Schwelle,
Zur letzten Ruhe gilts den letzten Ritt —
Vorwärts! Die Maultierglöcklein klingen helle
Und schweigend ziehn wir im Geleite mit.

Sommerblumenzeit.

Ist die Sommerblumenzeit
Endlich doch gekommen?
Hätt' sie mir nur nicht so weit
Meinen Schatz genommen!

Blies ein kalter Wind im Mai,
Klagten alle Leute,
Aber heimlich doch wir Zwei
Wußten, was uns freute.

Jetzt von all der Sommerpracht
Schwatzen alle Staren —
Daß ich weinte gestern nacht,
Niemand hat's erfahren.

In der Sommerblumenzeit
In den schönsten Tagen —
Wär' mein Schatz nur nicht so weit,
Wer hätt' was zu klagen!

Vogelscheuchen.

Gestern am Berg beim Spazierengehen
Hab ich Vogelscheuchen gesehen:

Goldener Stern und silbernes Band,
Heimlicher Christbaumflittertand —

An der Rebenwand aufgehängt,
Wo sich Traube bei Traube drängt.

Rotröckig Püppchen baumelt dabei,
Feindlich umlärmt von Spatzengeschrei. —

Steht ein Mädel unter dem Laube,
Lippen hats wie die schwellende Traube,

Schaut nach der Puppe, dem Stern, dem Band —
Goldig zittert die Rebenwand.

Augen machts, das trutzige Kind —
Wo nur die Spatzen und Buben sind?

Wenn der König käm' —

Trüber Tag und kalte Regenschauer,
Schneegeflock dazwischen. Müd vor Trauer
Werfen ihre letzten braunen Blätter
Die Kastanien in das Hungerwetter;
Blumenleere Beete, falber Rasen,
Tote Brunnen — vor dem Schlosse blasen
Die Dragoner um die Mittagszeit,
Fest im Mantel. Trüber wird's; es schneit.
Wenige lauschen den Trompetenklängen;
An des Schauspielhauses Pforten drängen
Sich die letzten um die Einlaßkarten —
Festlich Spiel ist heute zu erwarten.
An dem Pfeiler dort zur linken Hand
Lehnt ein Büblein: kümmerlich Gewand,
Sauber, doch geflickt — die roten Wangen
Dankt's dem Wetter; um die Stirne hangen
Windzerzaust die krausen blonden Locken,
Sind geschmückt mit nassen, dicken Flocken.
Kluge Augen blicken unverwandt
Nach dem Schlosse — und die kleine Hand,
Festgedrückt an graue Kittelfalten,
Scheint geschlossen etwas festzuhalten.

Eine Dame geht vorbei: „Du, Kleiner,
Bald ist's ein Uhr jetzt, und euereiner
Soll um zwölf Uhr schon beim Essen sein!"
Büblein schüttelt, sagt mit Nachdruck: „Nein!" —
„So, warum nicht?" — „Weil wir gar nicht essen." —
„Hat man 's Essen denn bei euch vergessen?" —
„Nein, wir kriegen schon etwas." — „Ja, wann?" —
„Morgens früh etwas und abends dann." —
„Aber mittags?" — „Da ist niemand z'Haus!
Vater ißt in der Fabrik dadrauß'
Eine Wurst, die Mutter trinkt Kaffee." —
„Und was tust denn du derweil?" — „Ich geh'
In der Stadt 'rum." — „Armer Tropf! Und hungerst,
Wenn du so im kalten Wetter lungerst?" —
Nickt das Büblein. — „Gibt dir niemand was?" —
„Betteln darf ich nicht" — „Kind, du bist naß!
Komm mit mir, kannst bei mir essen!" — „Nein!" —
„Wartest du auf jemand?" — Schlau und fein
Blickt das Büblein und sagt: „Ja". — „Auf wen?" —
„Auf den König!" — „Ei, ei, kennst du den?
Und was willst du denn vom König?" — „Frau,"
Sagt geheimnisvoll das Büblein, „schau:
Tät' der König jetzt zum Essen gehn
Und ich tät' ihn was verlieren sehn,
Tät' ich wie ein Jagdhund darnach springen
Und ihm das Verlorne wiederbringen —
Und ich weiß, was dann der König tät' — —
Wie's in den Geschichtenbüchern steht! —"

„Was denn?" „Bitt dir eine Gnade aus!" —
„So! Und dann?" — „Dann würde etwas draus." —
„Ja, aus was?" — Das Büblein öffnet schnell
Die geballte Faust, drin funkelt hell
Nagelneu ein Pfennig, kupferrot:
„Der g'hört mir, der ist von meiner Dot'!" —
„Und? Was nun?" — „Herr König, tät' ich sagen:
Den hab' ich schon lang herumgetragen,
Aber niemand gibt mir etwas drum,
Jeder schickt mich fort und heißt mich dumm,
Guckt mich an, als hätt' ich gar gestohlen.
Aber wenn's der König hätt' befohlen —
Und der kann im Land doch alles machen! —
Wollt' ich sehen, wer noch dürfte lachen!
Grad ins Hotel Marquardt ging' ich 'num:
Da! Jetzt gebt mir eine Suppe drum!" —

Aus dem Pfarrhause.

I.

Einzug.

Aus den Fenstern schwanke Blumengrüße,
Um die Pforte duftig Laubgewind —
Freue dich, du Reisemüde, Süße,
Daß wir endlich nun zu Hause sind!

Klein das Haus und still die Bergeswarten,
Die im Abendlicht darüber stehn —
Wandle leise durch den schlichten Garten,
Wo die Blumen schon zur Ruhe gehn!

Schreite lächelnd über diese Schwelle!
Gibt's ein Glück, du bringst es liebend mit.
Hier die Lampe — mach sie selber helle,
Geh durch jeden Raum mit leichtem Schritt!

Mit dem Blick der frommen Augen weihe
Flur, Gemach und Bild und Buch und Schrein!
Ferne lärmt die Welt. Hier mag für Zweie
Gottes Hütte bei den Menschen sein!

II.

Studium.

Zur Ruhe ging mein Weib. Der Mond steht tief,
Der nun schon oft geleuchtet unserem Glücke;
Der Nachtwind in der Linde sacht entschlief,
Der Fluß nur rauscht noch drüben an der Brücke,
Wo Well auf Welle an den Pfeiler schlägt
Und seitwärts prallt und eilig zieht von hinnen —
Indes mir selber ruhelos bewegt
Durchs Innre die Gedanken rinnen.

Dort neben schläft mein Glück, das ich errang,
Nachdem des Leides ich genug verwunden —
Ich glaub' ans Glück, dran ich gezweifelt lang,
Und für mich selbst hab' ich die Ruh gefunden.
Doch seh' ich Tag für Tag die herbe Not
Der Menschenseelen, die man mir vertraute,
Die Not der Sünde und die Not ums Brot —
In Tiefen sah ich, wo mir graute.

Da drunten liegt im Dunkel Dach an Dach
Und deckt hier wilden Schmerz, dort stillen Kummer,
Hier hinkt die Sorge durch ein dumpf Gemach,
Dort scheucht die Krankheit von dem Bett den Schlummer,
Dort träumt der Haß und die Begierde hier,
Hier weint ein Kind, erwachend, weil es hungert —
Zeigt mir die Schwell', um welche nicht voll Gier
Ein irgendnamig Elend lungert!

Und wie die Not hier aus der Schuld entspringt
Und dort die Schuld wird von der Not geboren,
Die Torheit hier geschleppt das Elend bringt
Und dort der Kluge leidet mit dem Toren,
Hier reinste Blüte nicht zur Frucht gedeiht
Und dort die Unschuld zahlt die Schuld des Bösen:
Das ist das Rätsel, das nach Lösung schreit!
Und ich — soll ich vielleicht es lösen?

Des Rätsels Lösung ist so einfach nicht,
Wie von dem Stuhl die Schriftgelehrten sagen!
Dort stehn die Bücher all beim Lampenlicht —
Mich lüstet wenig mehr, sie drum zu fragen.
Ich hab' es satt, auf all das Menschenweh
Stets neu zu legen den zerschlissenen Schleier,
Es weint doch weiter grad so laut wie eh
Und übertönt das Trostgeleier.

Die Lösung schläft noch ungeweckt in Gott.
Ein Hauch von ihm: auch mein Glück ist zerrissen!
Ich achte nicht der Schriftgelehrten Spott,
Wenn ich bekenne, keinen Trost zu wissen.
Doch lieben will ich, tragen, leiden mit
Und warnen, mahnen — zürnen auch und strafen:
Vielleicht doch lindr' ich manchen Schmerzensschritt
Dort unten den verirrten Schafen. —

Hinab der Mond! Der Wind ist wieder wach
Und bringt des Morgens erste Ahnungsgrüße,
Der Vögel Stimmen rühren sich gemach,
Vom Garten kommen Düfte, frische, süße —
Zur Ruhe nun! Bald ruft die Tagespflicht —
Dem Gotte Dank, der uns den Schlaf beschieden!
— Sanft ruht mein Weib. Auf ihrem Angesicht
Webt unentweihter Gottesfrieden.

III.

Wort.

„O dürft' ich schweigen! Dürft' ich schweigend lauschen
Den Stimmen, die geheimnisvoll gedämpft
Durch alle Welt die Gottesgrüße tauschen,
Als hohes Lied durch meine Seele rauschen
Und, was ich durchgelitten, durchgekämpft,
In Melodie'n und Harmonieen lösen,
Ja mächtig selbst den schrillen Klang des Bösen
Zum Einklang zwingen und den Ton der Klage!
O dürft' ich schweigen, heilig stille sein
Und, was ich andachtvoll im Herzen trage,
Mit meinem Gott nur teilen ganz allein!
Doch soll ich reden vor der blöden Menge,
Wie wird mir gleich die selige Weite enge,
Wie fällt mir matt und schwach das Wort vom Munde,
Wie nüchtern wird mir die geweihte Stunde — —"

Und wenn ich also klage, lächelt fein
Mein Weib und spricht: „Wie mag es dann nur sein,
Daß mir, so oft ich deinen Worten lauschte,
Dasselbe Hohelied das Herz durchrauschte?“

IV.

Sakrament.

Schwül ist die Nacht, ein Wetter grollt von fern —
Ein sterbend Weib verlangt den Leib des Herrn.

Wie matt erhellt das trübe Lampenlicht
Ein junges blaßgehärmtes Angesicht.

Hold schläft das Kind, dem sie das Leben gab,
Der Mutter wartet ein erwünschtes Grab.

Ihr Blick voll Gram, doch ohne Vorwurf geht
Dort zu dem Mann, der stumpf am Fenster steht.

Soll ich ihm deuten, was ihr Auge spricht?
Wozu? Er weiß es, doch ihn kümmert's nicht.

Und predigt ihm der Tod nicht, welcher dort
Am Pfosten lehnt — was soll mein Menschenwort?

Hinweg von ihm! — Empfange, armes Weib,
Zur Sterbekost noch Christi Blut und Leib!

Was dir dies Wort bedeute, frag' ich nicht,
Noch ob du wissest, was die Kirche spricht.

Wie du verstehen magst den heiligen Brauch:
So wie du glaubest, so geschieht dir auch!

Und wie du deinem Mann vergibst die Schuld,
So tröste dich des Allbarmherzigen Huld!

Und wie du trugst dein Kreuz mit sanftem Sinn,
So leg es leise jetzt im Sterben hin!

— — —

Und kaum, daß ich mein Amt zu End gebracht,
Da trat der Tod an meine Stelle sacht.

V.

Seelsorge.

Von Schwalben schwirrt es durch des Dorfes Gasse,
Dort unterm Nußbaum bau'n aus Haselgerten
Und Moos die Kinder Gärten sich und Hütten;
Hier in dem Kraushaar wühlt der Morgenwind
Und golden scheint die liebe Frühlingssonne
Auf jener Locken ungekämmte Pracht.
Hier ist noch Unschuld — frage nicht, wie lang!
— Dort kommt die graue Ahne schwachen Schrittes

Und ihr am Kleide geht das Enkelkind,
Dem sterbend seine Mutter gab das Leben.
Sie grüßt. — Wie geht es? „Herr, wie wird es gehen?
Mein Sohn, mein einziger, und mein einziger Jammer —
O wie der nächten wieder hat getobt!
Seit ihm das Weib starb mit gebrochenem Herzen —
Vier Jahre sind's jetzt her — ist er vom Teufel
Wie ganz und gar besessen! Und das Kind,
Die liebe Unschuld — was soll mit ihm werden?"
Sie schweigt und Tränen füllen ihren Blick.
Hierher, ihr Tröster mit dem franken Munde!
Mir stockt das Wort. — Auch ich hab's oft versucht,
Hier Trost zu spenden, und ich lernte längst
Des Trosts mich schämen! Diese wackere Alte,
Um Geld dereinst dem ungeliebten Gatten
Ward sie gesellt — er starb, im Trunk verdumpft.
Der einzige Sohn — ihn quält des Vaters Dämon,
Er rang mit ihm in seinen Jugendjahren,
Er unterlag und geht denselben Weg,
Denselben unrettbar, den jener ging.
Und jetzt das Enkelkind — was wird mit ihm?
Der Väter Sünde und der Fluch der Kinder:
Kein tolleres Wirrsal weiß ich auf der Welt!
— Heraus denn mit dem Wort! Und mag die Alte
Das finstere Rätsel lösen, wenn sie kann!
Sie schaut mich an mit ihren klugen Augen,
Sie schüttelt langsam das ergraute Haupt,
Sie spricht getrost: „Nein, Herr, so meint' ich's nicht!

Was mit dem Kind soll werden, frag' ich nur,
Wenn ich an Hab und Gut und Hof und Haus,
Ans Erbe denke, wie das schwindet! — Nein,
Da seh' mir einer in dies Kinderaug':
Schaut hier etwa heraus der Väter Sünde?
Das ist der frommen, stillen Mutter Aug',
Das ist ihr langes, braunes, weiches Haar,
Das ist die Mutter ganz an Leib und Seel!"

Sie sprach es siegsgewiß. Ich neige still
Mein Haupt. — O selig ist der Glaube!
Es erbt sich fort der Väter Fluch und Sünde,
Doch einer Mutter Segen erbt sich auch.

VI.

Zukunft.

Tritt leis! Sieh dort unterm Dache
Von Rosen und wildem Wein,
Wie der kleine Bursch hält Wache
Beim schlafenden Schwesterlein!

Den klugen Hund zur Seite
Wie lehnt er sich auf sein Gewehr!
Als lüd' er die Welt zum Streite,
So blickt er trotzig umher.

Brauchst sie nicht erst zu laden,
Mein Sohn! — Es fliegt die Zeit:
Von selbst auf tausend Pfaden
Rückt her die Welt zum Streit.

Grün Laub und Rosen verwehen,
Es sticht der Sonne Brand —
Mußt kämpfen und Posten stehen,
Die Wehre in fester Hand!

Laß frei nur immer gehen
Dein Aug' umher im Licht!
Grün Laub und Rosen verwehen —
Doch heute, mein Kind, noch nicht!

Am Mühlenteich.

Am Mühlenteich die Binsen stehn,
Vom Hag die Blätter herüberwehn,
Die müden gelben und roten,
Sie treiben dahin auf der trägen Flut,
Und ein Sonnenblick auf dem Wasser ruht
Wie gebrochenes Aug' einer Toten.

Hier zog man vor Jahren die Liese heraus;
Sie hatte gedient im Müllerhaus
Und hatte dem Sohne gefallen —
Das alte Lied! Erst Liebe, dann Schmach,
Dann der Tod — und heute, wer fragt darnach?
Sie ist vergessen von allen.

Nur der Pfarrer im Dorf noch denkt an sie,
Der hat mir erzählt das Wo und Wie,
Der Liese Lieben und Sterben,
Er hat mir alles genau erzählt,
Und auch die Moral hat nicht gefehlt,
Daß die Sünde der Leute Verderben.

Der Mühlenteich liegt trüb und stumm,
Mir gehen die Worte im Kopf herum,
Die trostlos traurigen, herben!

Und das wär' alles? Erst Liebe, dann Schmach,
Dann der Tod — und die ganze Moral darnach,
Daß die Sünde der Leute Verderben!

Die arme Liese, sie hört's nicht mehr,
Und das alles ist manches Jahr schon her
Und bald von allen vergessen;
Doch geh' ich am Mühlenteich vorbei —
Mir ist, als gelle vorüber ein Schrei
Von Menschenweh unermessen.

Das Blumenmädchen.

I.

Da schleicht sie wieder von Tisch zu Tisch,
Durch Bierdunst und Zigarrenrauch,
Aus ihrem Korb weht Nelkenhauch,
Halboffene Rosen atmen frisch,
An grüne Blätter dicht gedrängt,
Mit hellen Wassertropfen besprengt,
Rein weiße Kamelien, Stern bei Stern —
„Schöne Blumen, meine Herrn!"
Wie stumpf das klingt, tonlos, verdrossen,
Wie hager das Mädchen emporgeschossen,

Finster gezogen die dünnen Brauen,
Augen, die matt ins Leere schauen,
Schwarzblaue Ringe darunter — o Gott!
Was schürzt ihr die Lippen zu frechem Spott,
Du lüsterner Jüngling, du grauer Wicht?
So schaut doch hinein in dies Jammergesicht!
Da steht sie noch auf demselben Fleck
Und bietet den Korb — Hand weg, du Geck!
Was zupfst du an ihrem zerknitterten Bande,
An dem Jäckchen, das Hunger deckt und Schande!
Ein Kind! — Der Heillose greift noch fester —
Du Kerl, hast du keine Mutter und Schwester?
Herr Wirt, den Hausknecht! — Sie rührt sich nicht,
Es zuckt kein Zug in dem toten Gesicht,
Der Arm mit dem Korb bleibt starr und steif
Und das schmale Gelenk mit dem Messingreif.
„Schöne Blumen, meine Herrn!"
Sie spricht es schon an dem nächsten Tisch,
Die Rosenknospen leuchten frisch,
Die reinen Kamelien, Stern bei Stern.
„Schöne Blumen, meine Herrn,
Halboffene Rosen, dunkle Nelken,
Weiße Kamelien!" Mit den welken
Kinderfingern, Glasringe dran,
Faßt sie ein Sträußchen, bietet es an.
„Meinthalb", sagt ein feiner Kumpan,
Nimmt das Sträußchen und reicht es hin
Lässig der üppigen Kellnerin,

Die knixt kokett, er streift die Asche
Von seiner Zigarre und greift in die Tasche,
Mit spitzigen Fingern, abgewandt
Legt er dem Mädchen das Geld in die Hand —
Nun glänzt ihr im Aug 'was wie von fern.
„Schöne Blumen, meine Herrn!"
Und weiter und weiter durch Dunst und Rauch
Wandert der duftige Nelkenhauch,
Wandern die Rosen, wandert das Kind.
An den Fenstern rüttelt der Wind,
Von der Decke flimmert das Gas,
Unter den Händen klirrt das Glas,
Das summt und schwirrt und schwatzt und lacht,
Und das Mädchen ist fort in die kalte Nacht.

II.

Duftlose Kinderseele, siecher Leib,
Nicht Jungfrau und schon hingewelktes Weib!
Dem Sumpf entsprossen und im Sumpf vergangen —
Und keinem glüh'n vor Scham die harten Wangen!

Ihr trinkt und zuckt die Achseln nur und sprecht:
„Nichts mehr zu retten!" — und habt leider recht.
Ich sah das Loch, wo ihre Eltern hausen,
Und ging davon in hoffnungslosem Grausen;

Und sah am Himmel zucken das Gericht,
Das auf uns alle einst herniederbricht:
Wenn voll die Luft vom Dunsthauch unserer Sünden,
Wird Blitz und Schlag von selber sich entzünden.

Sie aber sieht nicht mehr das fahle Rot
Am Wetterhimmel droben — sie ist tot.
Im Maienregen, bei der Amseln Schlagen
Hat man sie gestern in ihr Grab getragen.

Die Ihren standen trocknen Augs herum
Und stierten in die Grube stumpf und stumm,
Doch Frühlingstränen fielen aus den Lüften,
Die ganze Welt war voll von Blumendüften.

Wettrennen.

Ein Schnellzug wettert die Bahn entlang,
Knirschend biegt sich der Schienenstrang.

Die staubige Straße schleicht zur Seit',
Langsam drauf ein Leichengeleit.

Vom Städtchen gehts zum Kirchhof hinaus,
Auf dem Leichenwagen das bretterne Haus;

Schwarz Leid hinterdrein und dumpfer Sang —
Der Schnellzug wettert die Bahn entlang.

Da scheuen die Rosse und reißen aus,
Auf dem Wagen wackelt das bretterne Haus.

Galopp nach dem offenen Kirchhoftor!
Hinten verstummt der geistliche Chor.

Mit dem lebenkeuchenden Eisenbahntroß
Rennt in die Wette das Leichenroß.

Wer gewinnt's? — Der Schnellzug ist vorbei —
Dort die Brücke — sie bricht — Gekrach, Geschrei!

Hinab der Zug — in den Fluß hinab!
Zitternd halten die Rosse am Grab.

Die Meduse.

I.

Komm durch den Pronaos und das Portal!
Heut triffst du niemand hier als Saal um Saal
Die Marmorbilder, die in stummer Klage
Sich sehnen nach des Südens klarem Tage,
Verirrt in nordischen Winters Dämmerlicht.
Sieh, wie durch manches blasse Angesicht
Ein heilig Trauern geht, ein göttlich Höhnen —
Versuche nicht, die Hohen zu versöhnen,
Indem du stehst und schaust — sie glauben hier
An keine Andacht. Komm und folge mir
In jenen Saal, wo meines Grames Muse,
Die steingewordne, lächelt, die Meduse!
Sie fühlt allein sich wohl hier und zuhaus,
Im trüben Licht starrt ihrer Schönheit Graus
Zwiefach verlockend aus dem fahlen Steine,
Es flimmert im verlornen Dämmerscheine
Um diese Stirne, dieses Ringelhaar,
Um das ins Leere gehende Augenpaar —
Es flimmert Schreck gewordne süße Lust,
Du hörst aus diesem Munde noch den Schrei,
Mit dem die todeswunde Menschenbrust
Ihr Alles hinwirft und — verliert.

— Vorbei!

Laß mich ins Freie, an die rauhe Luft!
Vermessen war's, aufs neu hier einzudringen,
Wo mich dereinst die kühlen wirren Schlingen,
Die Schlangen der Meduse mich umfingen,
Wo noch ihr abgebrochner Schrei mich ruft.

II.

Dort war es, mit dem Marmor dort allein —
Dort stand ich einst im letzten Abendschein,
Dort stand vor mir in matt erhelltem Saale
Das blasse schöne Weib mit einemmale.

Sie sah mich nicht; ihr Blick hing starr und wild,
Weitoffnen Augs an der Meduse Bild,
Als wär' der Stein ein Spiegel, drin mit Grauen
Ihr steingeworden Bild sie müßte schauen.

Und ich auch mußte schauen unverwandt,
Und Zug auf Zug in ihrem Antlitz fand
Ich der Meduse Schreckensschönheit wieder,
Die ruhig blickte auf uns beide nieder.

Todstill der Saal; mir war's, als hört' ich leis
Den Marmorbildern um uns her im Kreis
Den Staub auf Locken sich und Schultern legen,
Mein eigen Herz hielt ein mit seinen Schlägen.

Noch immer starrte dort das schöne Weib —
Da ging ein Zittern durch den schlanken Leib,
Ich sah nach Atem sich den Busen dehnen,
Aus ihren Augen brachen helle Tränen.

Sie wandte sich, mich traf der nasse Blick
Mir war's, als wetterleuchte mein Geschick
Aus diesen Augen, wie sie Glanz gewannen —
Doch rasch und stolz gefaßt ging sie von dannen.

III.

Ich weiß nicht, leb' ich oder bin ich tot?
Ich irr' auf Straßen bei des Windes Sausen,
Ich kreuze tausendmal auf schwankem Boot
Den See dort draußen.

Vom See zur Stadt — und dann hinaus zum Park,
Wo rotes Laub verstreun die welken Buchen:
Ich bin wie tot und dennoch lebensstark,
Wenn Leben — Suchen.

IV.

Ich hab' es gefunden, mein Geschick,
Auf den Wellen hab' ich's gefunden —
Die großen Augen mit leerem Blick
Wie aufgerissene Wunden.

Sie saß am Steuer im kleinen Kahn,
Ein Graubart furchte leise
Mit seinem Ruder die Wasserbahn,
Summend eintönige Weise.

Vom Ufer stob vergilbtes Laub
Auf graue Wellen nieder —
Sie haschte den irrenden Windesraub
Und ließ ihn langsam wieder.

Sie nickte, wie ich vorüberfuhr,
Mit unbeweglichen Zügen —
Nun hab ich, Meduse, deine Spur,
Nun mag mein Los sich fügen!

V.

Was mir das Recht gibt, fragst du, dich zu suchen,
Dich hier zu stören in der Einsamkeit?
Frag doch das müde Laub, das von den Buchen
Die Erde sucht, zum erstenmal beschneit!

Du bist so starr wie schneeverhüllte Erde,
Wie saftverlassnes Laub treib' ich umher —
Das ist mein Recht, daß letzte Rast mir werde
Bei deiner Kühle. — Nun, was fragst du mehr?

VI.

Meinst du, durchkostet zum Überdrusse
Hab' ich der Erde prunkendes Mahl?
Weil ich erschlafft und müd vom Genusse,
Sei mir das Leben geworden schal?

Willst du zum Feind mich, so wirf mich zu jenen
Weichlichen Heulern der faulen Zeit,
Welche zu tragen das Weltleid wähnen,
Dorrend an eigener Nichtigkeit.

Hab' ich doch mehr entbehrt als genossen,
Hab' wie ein Ringer mich immer gemüht,
Haben sich Blumen der Lust mir erschlossen,
Sind vor dem Mittag sie wieder verblüht.

Bin ich ein Laub, vom Zweige flockend —
Blicke auf meines Volkes Baum:
Winterlich steht er, im Safte stockend,
Schauernd im Wintersonnwendtraum.

VII.

Wo ist ein Feuer noch, sich dran zu wärmen?
Vom Frost geschüttelt sich die Besten härmen.
Wo grünt ein Kranz, um den sich's lohnt zu ringen?
Wo winkt ein Liederpreis, darum zu singen?

Ein hoffnungsloses Lieben läßt das Werben,
Still macht und tränenarm ein langsam Sterben;
Mein Volk siecht hin, schon weht des Todes Schauer —
Was bleibt der Liebe? Zornigstumme Trauer.

VIII.

Verzeih! Was soll dir das? Du denkst: „noch immer
Kam Lenz auf Winter! Völker schwinden nicht
So eilig, wie der leichte Morgenschimmer
Verblaßt auf eines Weibes Angesicht!“

O ja! Wie bist du blaß! Was du gelitten,
Was dir geformt dein regungslos Gesicht,
In Marmor es gemeißelt und geschnitten,
Was her mich zog — zu fragen wag' ich nicht.

IX.

Am Seegestad ein kleines Haus,
Eiszapfen am hängenden Dach,
Vereiste Fluten weit hinaus,
Drinnen ein dämmernd Gemach —
Kein Bild an der Wand, kein Buch auf dem Schrein,
Kein Schritt auf dem Teppich wird laut —

Sie sitzt am Fenster stumm und allein,
Die Hände im Schoß, und schaut
Auf den See hinaus, wo der Abend spinnt,
Die Lippe zuckt wohl manchesmal,
Doch keine Trän' aus dem Auge rinnt,
Sie achtet nicht auf den Sonnenstrahl,
Den Abendstrahl, der her sich verirrt
Und um die leuchtenden Ringeln flirrt
An der blassen Stirn und zitternd schwebt
Auf der Wimper, die kaum sich senkt und hebt.

X.

Und dann kam ich, dann ward die Lampe helle —
Sie duldete mein Kommen Tag für Tag,
Wie man am Strand die ruhelose Welle,
Die immer wiederkehrt, beachten mag,
Indes ins Weite die Gedanken schweifen.
Nicht eine Miene wies mich jemals fort,
Sie nickte, ließ mich reden — klang ein Wort
Von ihr dazwischen, war's, als ob ein Streifen
Aufblitze silbern hinter einem Kahn,
Der einsam zieht auf ferner Wasserbahn;
Und ging ich, durft' ich ihre Hand ergreifen —
Wie kalt und schlaff sie in der meinen lag,
Doch kehrt' ich wieder stets am nächsten Tag.

XI.

Man kehrt zum Marmor wieder, schweigt er gleich,
Man glaubt ihn lebend, ob er still und bleich,
Man liest in Andacht, was von Leid und Lieb
Der Meißel einst in seine Züge schrieb.

So lebst du mir, obwohl du stumm und kalt,
Mich treibt zu dir dieselbe Allgewalt
Der Schmerzensschönheit, die den Stein durchdringt
Und uns zur Ehrfurcht vor dem Meister zwingt.

XII.

Ich sah dich im Traum in verwichener Nacht:
Da hatte der Marmor Wärme und Blut,
Da glänzte dein Auge in siegender Pracht
Und doch so mild und so gut.

Da leuchtete deiner Wange Schein
Wie tauige Blüte zur Morgenstund,
Da klang deine Stimme so voll und rein,
Da lachte verstohlen dein Mund.

Du kamst mir entgegen am Waldeshang,
Du trugst Anemonen und Schleedornblüt,
Der Kuckuck rief und die Amsel sang
Und der Pfad war sonnüberglüht.

Wir gingen waldein, wir beide allein
In selgem Verstummen, doch Hand in Hand
Wir waren jung und wir waren zu Zwei'n
Und der Frühling zog übers Land.

XIII.

Sie glich dir kaum, auch deinem Traumbild kaum,
Die mir im Wachen einst gereicht die Hand
Dort, wo der Pfad sich an des Kornfelds Saum
Zum Walde schlich und hinterm Hagdorn schwand.

Ich war ein Jüngling, sie noch halb ein Kind,
Und erste Liebe war's, die wir geliebt,
Und erste Liebe weht dahin im Wind
Wie Blüte, die vom wilden Kirschbaum stiebt.

Ihr Leid ist kurz und Reue kennt sie nicht.
Doch reichte nie mehr Liebe mir die Hand
Seit jener Zeit. Mich führte harte Pflicht
Durch viel Gestrüpp und ödes Heideland.

Das ist vorbei, bemeistert ist die Not
Ums nackte Leben — einsam steh ich nun —
Verschmäht der Dienst, den meinem Volk ich bot —
Und einmal möcht' ich gern in Liebe ruhn.

Du sollst mich lieben jetzt, und sei's auch nur
Wie Wintersonnwendzeit den kurzen Tag,
Der müd sich neigt auf schneeverwehte Flur
Und kaum in trübem Rot noch glühen mag.

XIV.

Heut funkelt die Sonne auf spiegelndem Eis,
Kristallen flimmert's an Baum und Reis —
Versuch's, eine Stunde jung zu sein!
Den Stahlschuh an, auf den See hinein!

Noch leben wir beide — gib die Hand!
Stoß ab mit dem Fuß vom Uferrand!
Vorbei am eingefrorenen Kahn,
Mit dem Stahle furchen wir heut die Bahn!

Gib her die Hände alle beid!
Halt hart an mir wie Leid an Leid!
Schließ an, du sollst noch werden warm,
Wiegend und fliegend an meinem Arm!

Wie bläst der Wind, es erblüht dein Gesicht!
Gib acht, ob nicht heute dein Mund noch spricht!
Im Auge glimmt dir erwachende Glut,
Dein pochendes Herz, es treibt noch Blut.

XV.

Der Abend sank, wir kehrten heim gemach,
Schon schlich das Mondlicht schüchtern um ihr Haus —
Was in uns beiden aufgelebt, das sprach
Die Lippe nicht, der Hände Druck nur aus.
— Dort draußen, ringsum Eis und weithin Eis,
Dort war die Träne wieder ihr gekommen,
Dort war sie stillgestanden, zitternd, heiß,
Seltsam verwirrt und mädchenhaft beklommen,
Und dann auf einmal war es losgebrochen,
Im Winter ein Gewitter — mich umsprühen
Wie Blitze ihre Worte — Laven glühen,
Aus Ätnas Schlund aufs Schneefeld hingekrochen —
Ein unerhört Geschick wird ausgesprochen:
Stell hoch ein Weib, so hoch als es vermag
Geburt und Reichtum, Seelengröße, Reinheit,
Lehr's gläubig lieben — und mit einem Schlag
Stürz es hinab zur Schlachtbank der Gemeinheit
Und gib die Schuld dem heißgeliebten Mann —
Ob das zum Marmor nicht erstarren kann!
— Gesprochen war's, und Trän' auf Träne rann,
Es zuckten in gelöstem Schmerz die Glieder —
Dann wischte stolz sie ihre Tränen wieder,
Gab mir die Hand, sah mich vertrauend an,
Und langsam, schweigend glitten wir aufs neue
Hin übers Eis, von Einem Leid gewiegt,

Und träumten heimlich, Hand in Hand geschmiegt,
Von neuer Liebe, Liebe ohne Reue,
Die über alles, über alles siegt.
— Der Abend sank, wir kehrten heim gemach,
Schon schlich das Mondlicht schüchtern um ihr Haus,
Was in uns beiden aufgelebt, das sprach
Die Lippe nicht, der Hände Druck nur aus.

XVI.

Und wieder schlich das Mondlicht um ihr Haus
Und stahl sich in ihr dämmerstill Gemach,
Die Lampe blieb heut immer länger aus
Und keins von uns ein einzig Wort mehr sprach.
Was wir zuvor gesprochen — o das trugen
Auf Sternentafeln Himmelsgeister an!
Nun lauschten wir, wie unsre Herzen schlugen —
Sie saß umsponnen von des Mondes Schein,
Zu ihren Füßen sank ich sachte nieder
Und schmiegte meine Wange auf ihr Knie,
Dann sah ich aufwärts in ihr Antlitz wieder,
Das mild und ruhig glänzte wie noch nie.
Sie legt' an meine Schläfen beide Hände
Und lächelte, wie's selig pochte dort,
Sie strich mir übers Haar und sprach am Ende
Ganz leise: „Dein!" — ganz leis das eine Wort.
Und jubelnd wollt' ich Lipp auf Lippe fügen,
Ich schlang den Arm um ihren schlanken Leib —

Da stieß zurück mich mit verzerrten Zügen,
Da sprang vom Sitze jäh das schöne Weib:
Zur Wand genüber, die im Mondenstrahl
Herglänzte kalt und weiß und leer und kahl,
Starrt sie, schreit gellend auf mit einemmal:
„Da ist er, da! Da steht er wieder! Sieh!
Er läßt mich nicht, der Teufel, läßt mich nie!"
Und wieder rückwärts sank sie, schlaff und fahl,
Verglasten Auges, regungslos die Glieder,
Sie ließ mich fragen, reden, trösten, flehn —
Sie saß und starrte. Endlich sprach sie wieder:
„Nun ist er fort! Doch du, auch du mußt gehn!"

XVII.

Und am andern Tag, als ich wiederkam,
Gejagt von Sorge und heimlichem Graus,
Da fand ich sie nicht in ihrem Haus,
Die Dienerin blickte voll Sorge und Gram
Und winkte und wies auf den See hinaus.
Und den Stahlschuh schnallt' ich wieder in Hast
Und flog dahin übers weiche Eis,
Dran leckte gierig der Sonne Glast,
Und spähend jagt' ich die Blicke im Kreis —
Nichts, weitum nichts! Ich hastete fort,
Eine hungrige Möve strich vorbei,
Sie rief nach Futter mit heiserem Schrei,
Still alles sonst — und jetzt — und dort

In weiter Fern wie ein dunkler Schwan
Taucht es auf und gleitet dahin die Bahn —
Es scheint zu fliehen — mein Stahlschuh klingt
Und wachsende Angst mir den Fuß beschwingt —
Und näher — ein Schleier flattert weiß —
Und dünner und dünner wird das Eis —
Sie ist's, nun erreicht sie Ruf und Wort:
„Halt an, halt an!" — fort gleitet sie, fort —
Schon schwankt das Eis — und dort — und dort,
Dort freies Wasser — „um Gott, halt auf!"
Sie wendet sich halb im rasenden Lauf,
Sie winkt zurück, fliegt weiter — ein Schrei!
Sie sinkt, sie schwindet — — es war vorbei!
Sacht wirbelnde Schollen wiesen die Stelle —
Nun sank auch ich in die grünliche Welle.

XVIII.

Nach langer Krankheit nun ein dumpf Genesen.
Vor meinem Fenster schwankt der Blütenbaum,
Und wie man nachsinnt einem nächtigen Traum,
Besinn ich langsam mich, was denn gewesen?

Das war's — und das! Die Sonnenstrahlen flirren
Vor meinen Augen unstet hin und her —
In meinem Hirn beginnen mehr und mehr
Sich der Erinnrung Fäden zu entwirren.

Im Garten dort die weiße Marmormuse
Auf der Terrasse — grelles Sonnenlicht
Fällt durch Syringen auf das Steingesicht
Und wandelt mir's zur Larve der Meduse.

Die Künstlerin.

I.

„Nun Gott sei Dank, daß dieser Kelch vorbei!
O über eurer Bildung Barbarei!
Zwei Stunden lang ein Trödelmarkt von Tönen,
In greller, schwüler Bude ausgelegt,
Wo eine Ware tot die andre schlägt
An Farb' und Form! — Vernahmst du nicht das Stöhnen,
Das jammervolle, aus dem armen Flügel,
Als Lisztsche Rosse mit verhängtem Zügel
Durch seine Tasten rasten, wo noch eben
Die Schäfchen Vater Haydns sanft geweidet?
O Barbarei, in Kunstgenuß verkleidet!
Nervöse Wut, mit einer Hand zu geben
Die Stimmung, um sie eilig mit der andern
Gewaltsam aus dem Herzen wegzureißen,
In eins den tollsten Widerspruch zu schweißen!

Müßt ihr denn immer hastig tölpelnd wandern
Von einem Blumengarten in den andern?
Und kommt ein Hauptgericht auf euren Tisch,
So bringt's doch, wenn der Appetit noch frisch!
Müßt ihr denn erst durch andrer Siebensachen
Verzwickte Mischung stumpf den Gaumen machen?
— Und dann erwartet ihr noch Andacht gar
Vom Publikum, bei dem sie allzeit rar,
Das jeder Unart im Konzertsaal fröhnt,
Das euch der Ouverture Pathos höhnt,
Vornehm zu spät erscheinend, türenklappernd,
Die Hälse reckend, robenrauschend, plappernd,
Dem auch das herrlichste Finale nur
Zu allgemeinem Aufbruch das Signal ist!
O geht mit eurer Trommelfelltortur,
Die Kunst sich nennt, die lauter Nervenqual ist!"

Du hast wohl recht, mein lieber Freund! Jedoch
Das ändern wir von heut auf morgen nicht.
Dem Publikum ist's doch ein sanftes Joch,
Kunstheuchelei geliebte Modepflicht!
Nicht Andacht will es ja, nur Unterhaltung
Und seines eigenen Pfauenschweifs Entfaltung;
Und keiner Kunst ja huldigt sich's so leicht
Wie der Musik, so heuchlerisch und seicht!
Was kümmert's uns? — Doch jenes Mädchens Spiel,
Dem heut der Lorbeer sich zu Füßen legte,
Das mächtig aller Hörer Herz bewegte,
Das war doch Kunst, das hatte großen Stil!

„Auch du, mein Freund, verkündigst ihren Ruhm?
Das war nicht Kunst, war Virtuosentum!
Geschulte Hände und ein leeres Herz,
Sind das die Mittel wohl, dem heiligen Schmerz
Einsamer Seele Widerhall zu schaffen,
Der aus der Brust Beethovens tönend quoll,
Im jähsten Aufschrei der Versöhnung voll!
Was sind die Virtuosen? Götzenpfaffen,
Astarteprieſterinnen in der Kunst!
Sich mästen von des dummen Pöbels Gunst,
Den Ungeschmack mit Zirkussprüngen reizen,
Aufs Handwerk reisend Geld zusammenraffen
Und sich in aufgeblasenem Dünkel spreizen:
Das ist ihr Künstlertum!“
Du urteilst hart!
Und manche freilich sind von dieser Art,
Nicht dieses Mädchen! Zwar sie hatte heute
Den besten Tag nicht —
„Ja, so sprecht ihr Leute,
Wenn es um eure Hätschelkinder geht!
Schon wochenlang in allen Blättern steht
Von einer großen Künstlerin zu lesen,
Die schon im sechsten Jahr berühmt gewesen,
Die einen Abend nun auch uns beglückt.
Im voraus schon ist alle Welt verrückt,
Sogar die Bessern folgen der Reklame,
Man kommt, man zahlt — und siehe da, die Dame
Hat heute just nicht ihren besten Tag!

Zum Henker, lieber Freund, so soll sie bleiben
Mit ihren teuren Künsten, wo sie mag!
Heiraten soll sie, Kinder waschen, treiben,
Was man an jedem Tag betreiben kann,
Kunst aber nur, dafern und wo und wann
Die Kunst sie treibt; soll bleiben in den Kreisen,
Darein Natur und Leben sie gestellt,
Die's auch verdienen, von der Kunst erhellt
Und mild durchwärmt zu werden! Schafft das Reisen
Der eiteln hohlen Fratzen aus der Welt,
Schafft uns vom Hals die Virtuosenplage:
Und hier und dort und heut und alle Tage
Mag das, was Kunst, die keuschen Siege feiern,
Anstatt zum feilen Kunststück zu verleiern!"

Wär' ich empfindlich, sollt' ich mit dir schmollen:
Ich war's, der dich in dies Konzert verführt,
Das dir entlockt ein solches Donnergrollen!
Hat dich denn auch die Schönheit nicht gerührt,
Die ernste, klare, die dies Mädchen schmückt
Und selbst die Bären der Kritik berückt?
Ach ja, da hängt's! Du sahst sie selber nicht,
Mit grimmig abgewandtem Angesicht
Bist hinter jener Säule du gesessen —
Das hatt' ich seitdem ganz und gar vergessen!
Geduld, mein Freund! Du wirst den Bußgang gehen:
Du sollst sie morgen Abend bei uns sehen!
Kein Widerspruch! Du kommst, gibst dich bezwungen
Und widerrufst die schnöden Lästerungen!

„Ich komme, weil du's willst, und Schönheit zwingt
Mir Ehrfurcht ab vor Schönheit. Nimmer bringt
Sie mich als Narren in die Narrenreihen,
Die tun, als ob der Kunst den Kranz sie weihen,
Indes sie eines Mädchens Reiz verwirrt!
Schlaf wohl, mein Freund, wenn dir der Kopf nicht schwirrt
Von all den Qualen, die wir durchgemacht!
Und mir verzeih' mein Lästern! Gute Nacht!"

II.

Sie sitzt allein im matterhellten Zimmer,
Das schöne Haupt gestützt in weiße Hand,
Das große Auge sucht mit trübem Schimmer
Beethovens Büste drüben an der Wand
Und gleitet langsam auf den Lorbeer nieder,
Der neben Blumen liegt auf dem Klavier.
Doch seufzend senkt sie jetzt die Augenlider
Und spricht für sich: „Vergib, o Meister, mir!
Du zürnst, ich fühl' es wohl, und zürnst mit Fug,
Du lachst des Lorbeers, den davon ich trug
Und nicht verdiente! Von Beschämung voll
Ward mir die Seele bei der Menge Lauschen,
Bei ihrem Beifall, welcher lärmend scholl;
Mir war's, als hört' ich in des Sturmes Rauschen,
Der rüttelnd an des Saales Fenster pochte,

Den Riesenfittich deines Geistes schlagen,
Dem auf den Tasten in vermessenem Wagen
Kaum nachzukriechen meine Hand vermochte!
So klar sie Ton um Ton verband und schied,
Ich spürt' es doch, daß mich dein Genius mied!
— Und wär's das erstemal! Doch ach, wie oft
Bin ich schon so dem Beifallssturm entflohen,
Und immer wieder hab' ich dann gehofft,
Dem Meister zu genügen noch, dem hohen,
Doch immer wieder fand ich mich zu klein,
Zu schwaches Weib! Es folgt ihm wohl mein Ahnen,
Wenn mild er spielt mit Blum' und Mondenschein,
Mit Liebesfinger pocht ans Fensterlein;
Doch wenn er hinstürmt auf den Wolkenbahnen
Und Blitze schleudert unter Donnerrollen,
Dem widerhallt ein unterirdisch Grollen,
Wenn er emporfährt jäh im Manneszorn,
Wenn er der Mannestränе heißen Born,
Den langverhaltnen, plötzlich läßt erquellen,
Wenn er hinsinnend den geheimsten Stellen
Nachspürt, wo die Natur den Geist gebiert,
In unerforschte Tiefen sich verliert:
Da schwankt der Fuß mir, der ihm folgen will,
Da möcht' ich sitzen nur und horchen still,
Wie Frauen horchen, wenn die Männer reden
Von Männerwerken und von Geisterfehden.
— O wie veracht' ich meiner Hörer Schwarm!
Wie müssen taub sie sein und leer und arm,

Daß sie nicht auch es fühlen, was mich drückt!
O ja, ich weiß, was dieses Volk entzückt:
Was sie bewundern, ist Beethoven nicht,
Ist meiner Finger Spiel und — mein Gesicht!
— O Schmach! Und darum trat ich aus dem Kreise,
Der eng und still ein Mädchen sonst umhegt,
Durchwandre Jahr um Jahr in hastiger Reise
Die Städte alle, die der Erdteil trägt?
Zwar bin ich noch wie hundert andre nicht,
Noch leuchtet auf dem Weg mir reineres Licht
Als leerer Eitelkeit, habsüchtiger Gier
Verfaultes Scheinholz! Noch ersehn' ich mir
Als Höchstes: was die großen Meister schufen,
Der Welt zu deuten von den Tempelstufen
Der unentweihten, reinen, heiligen Kunst!
Doch: ist ihr Tempel, wo des Pöbels Gunst,
Des Bildungspöbels, höchsten Beifall spendet,
Wenn man nur grobe Künstelei verschwendet?
Hab' ich mit Liszt und Chopin paradiert,
Ein schlichtes Lied mit Töneprunk verziert,
Und spiel' ich dann Beethoven schulgerecht,
Ob auch im Sinn des Meisters noch so schlecht:
So rauscht das Bravo — und manch feiner Wicht
Sagt mir noch Schmeicheleien ins Gesicht
Und läßt auch merken, daß er schön mich finde,
Wie man geschmeichelt einst dem hübschen Kinde!
— Ich bin kein Kind! Doch bin ich auch kein Mann
Und kann's nicht hindern, daß mich dann und wann

Ein Schauer faßt, ein heimwehvolles Bangen
Nach einem stillen, engbegrenzten Glück.
Dann fliegt mein Denken weit, so weit zurück
Nach frühen Kindheitstagen — voll Verlangen
Seh' ich um meiner Mutter Stirn der Locken
Lichthell Geringel, höre das Frohlocken,
Mit dem wir Kinder das Klavier umstanden,
Wenn sie zum Spiel sich schickte, lächelnd leis —
Dann setzten wir uns andachtstill im Kreis,
Indes die letzten Tageslichter schwanden,
Kaum sahen wir im Dämmer noch das schöne
Gesicht der Mutter, doch die süßen Töne,
Die unter ihren weichen Fingern quollen,
Sie wiegten in dieselben zaubervollen
Gefilde uns hinüber selig sacht,
In die uns eingeführt der Märchen Pracht,
Die tags zuvor die Mutter uns erzählt.
Dann hub wohl auch einmal, von Schlaf gequält,
Zu weinen an das jüngste Brüderlein —
Das Spiel verklang, es kam der Lampe Schein,
Die Mutter teilte uns das Abendbrot,
Dem Kleinen ward das Bett, das er ersehnte,
Und eh' sie uns den Gutenachtkuß bot,
Kam auch der Vater, und die Mutter lehnte
An seine Schulter sich — — im Grabe ruhn
Sie Seit' an Seite viele Jahre nun,
Die Brüder sind in alle Welt zerstreut,
Ich selber — o wie gerne gäb' ich heut

Den nichtigen Ruhm, den eitlen Lorbeer dort,
Dürft' ich vernehmen noch einmal ein Wort
So voll von Liebe, wie's die Mutter sprach — — "

Die Kerzen sind herabgebrannt schon lang,
Geräuschlos schwingt des Uhrenpendels Gang,
Und stilles Weinen hört ein still Gemach.

III.

„Still, still! Sie spielt!" — Man rückt zusammen leis,
Es lauscht ein kleiner auserwählter Kreis.
Und langsam, schwebend, gleich der Heimwehklage,
Die scheu sich barg am lichten, lauten Tage
Und nun die Träne rinnen läßt verstohlen,
Indes auf leichten, kinderweichen Sohlen
Vertraute Dämmrung in das Zimmer gleitet
Und nach der Heimat fort die Seele leitet:
So steigen unter jenes Mädchens Hand
Die Klänge auf, des Augenblickes Kinder,
Die liederträumend Meister Schubert fand.
— Das spielte wohl auch eine Hand, die minder
Geschult als diese, völlig tadelfrei,
Doch so nicht, so! Das zieht nicht rasch vorbei,
Ein schmeichelnd weicher Lufthauch an der Seele,
Ein flüchtig Rühren einer Viertelstunde;
Das senkt sich tief bis zu der Seele Grunde,
Vergebens, daß sie sich das Sehnen hehle,

Das auch den Mann, vom Leben hart geschmiedet,
Manchmal zurückträgt auf der Mutter Schoß —
Dort fiel allein uns lieblich noch das Los,
Als wir, von Mutterarmen sanft umfriedet,
Zum Mutterauge aufschauend, wunschlos selig
Nur auf der Mutter Atemzüge lauschten
Und augenschließend, eingewiegt allmählich
Mit diesem Glück das einzige zweite tauschten,
Den süßen Schlaf! Was war denn seitdem alles?
Nur Müh' und Arbeit war es besten Falles!
Dem Knaben schon verdarb man Luft und Lust
Im dumpfen Schulenstaub und Bücherwust,
Der Jüngling hat das holde Recht, zu irren
Im reinsten Drange, schwer genug bezahlt
Mit Schuld und später Einsicht! Gluten strahlt
Dem Mann des Lebens Mittag — ein Entwirren
Stets neu verschlungner Rätsel, ein Bekämpfen
Stets neuer Menschentorheit, Bosheit, Lüge,
Dazu die Not, das eigne Herz zu dämpfen,
Ihm zu beschneiden die vermessenen Flüge:
Das ist die ganze Pracht! — Was weißt denn du,
Du Mädchen mit dem klaren Angesichte,
Das wie geblendet von dem eignen Lichte
Gesenkten Hauptes schließt die Augen zu,
Du Heimwehweckerin, was weißt denn du
Von alle dem?
— So klingt des Spieles Weise
Dort in des ernsten Mannes Seele wieder,

Der seitab von der andern buntem Kreise
Am offnen Fenster sitzt. Der blaue Flieder,
Der draußen seine ersten Knospen regt,
Spielt mit dem Abendwinde, fernher trägt
Die Luft herzu des Stromes stetig Rauschen,
Die frühe Amsel in dem Garten schlägt —
Noch sitzt der Mann in unbewegtem Lauschen
Und merkt es nicht, daß längst das Spiel zu Ende,
Daß man die Spielerin entzückt umdrängt;
Der Hausherr drückt ihr dankend beide Hände,
In seiner Gattin Aug' die Träne hängt,
Und sie umarmt das Mädchen tiefgerührt.
Die lächelt nur und ihre Augen schweifen,
Indes der Hausherr sie zum Sitze führt,
Nach jenem Fenster dort und flüchtig streifen
Den stillen Mann sie wie mit scheuer Frage.
Der Hausherr ruft: „So komm doch, Freund, und sage
Auch du dein Wort!" Der andre fährt empor:
„Verzeih', daß ich in Träume mich verlor!
Was soll ich sagen? Laß mich lieber schweigen!
Man schweigt am besten, wo man tief empfand!"
Dann tritt er langsam näher, reicht die Hand
Zum Dank dem Mädchen hin mit stummem Neigen.
Und ihre großen stillen Augen schlagen
Sich wieder zu ihm auf mit scheuem Fragen:
„Und gestern?" fragt sie. Ernsten Angesichts
Erwidert er: „Und gestern fühlt' ich nichts."
Sie zuckt zurück, in ihren Augen flammen

Verletzten Stolzes Blitze hin und wieder,
Doch ruhig blickt er, halb voll Mitleid, nieder
In diese Augen, und sie senkt die Lider,
Sie wendet sich und schauert leis zusammen;
Und zu den andern, die verblüfft, empört,
Spricht lächelnd sie: „Gut, wenn man Wahrheit hört!“

IV.

Warum gerade diese Weise
Vor allen andern? — sag' mir an —
Die immer wieder mir in leise
Wehmut die Seele schmelzen kann!

Wo nahmst du her die Herzenstöne,
Die mir das ganze Herz durchbebt?
Wo nahmst du her die reine Schöne,
Die dir um Stirn' und Augen webt?

Lebt auch in dir mit heiliger Trauer
Dasselbe Heimweh ungestillt,
Des Wasser mir mit kühlem Schauer
Durch meiner Seele Gründe quillt?

Ob du die Liebe kennst, das möcht' ich wissen!
Ich kannte sie, es war vor manchem Jahr,
Im Strom der Jugend hascht' ich sie — es war
Ein Rosenzweig, dran ich mich wund gerissen.

Ich ließ ihn wieder, langsam trieb er weiter
Auf silberschaumgekrönter Wellenbahn
Und schwand. Ich aber wandte meinen Kahn
Und zwang ihn stromentgegen trotzigheiter.

Dem Strom entgegen bin ich stets gefahren,
Doch manchen harten Stoß erlitt mein Kiel,
Kein Rosenzweig mehr in die Flut mir fiel,
Mir war, als würd' ich alt in braunen Haaren.

Zum Ufer lenkt' ich aus dem Flutgetriebe —
Da fliegt ein windverwehtes Blatt mir zu
Aus deinem Kranz — nun wüßt' ich gern, ob du,
Ob du auch kennst den Rosenzweig, die Liebe?

O laß es tönen, laß das Heimweh klagen,
Bring mir noch einmal jene Viertelstunde,
Die mich zur Heimat hat zurückgetragen
Und doch geöffnet jede alte Wunde!

O laß es tönen, laß die Liebe klagen
All ihrer Sehnsucht ungestillt Verlangen,
Die Melodie'n, die mit den Jugendtagen
In Abendrot und Zwielicht mir zergangen!

O laß es tönen, mir nur laß es klagen!
Ich fühl's, ich kenn' es, was den tauben Ohren
Der andern du umsonst versuchst zu sagen:
Daß du, auch du die Heimat hast verloren!

Des Vaters Haus, der Mutter Schoß,
Den Spielplatz unter den Linden —
Könnten wir wieder sie finden,
Würden wir doch nicht das Heimweh los.
Wem es quillt an den Wurzeln des Lebens,
Klagen kann er's, aber vergebens
Sucht er zu trocknen den heiligen Quell,
Schöpfen muß er nur immer wieder,
Bis von den brennenden Augen nieder
Tropfen ihm fallen silberhell,
Bis in der fallenden Tropfen Geleuchte
Voll sich spiegelt die bunte Welt
Und sich den rinnenden Tränen der feuchte
Himmelstau der Liebe gesellt.

Ich kenn' dich besser, als die Welt dich kennt,
Ob ich auch kurz nur in dein Auge sah,
Und ob uns morgen für ein Leben trennt
Dein ruhlos Schweifen — doch bleibst du mir nah.

Mich hat die Liebe noch einmal berührt,
Und scharf sieht Liebe, die des Heimwehs Kind —
Fahr wohl! — Ich weiß, wie weit die Welt uns führt,
Daß deiner Sehnsucht Klänge meine sind.

Schnell noch, ehe die Sonne versprüht,
Schnell noch hinauf zum Gipfel!
Sieh, wie sie dort schon niederglüht,
Rötend des Waldes Wipfel!

Zogen durch Saat und Buchenwald
Unter lachendem Schwarme,
Waren voraus den andern bald,
Du an meinem Arme.

Was ich gefragt und was du gesagt,
Keiner hat es vernommen —
Nun, von scherzender Eile gejagt,
Sind sie uns nachgekommen.

Schnell noch, ehe die Sonne versprüht,
Schnell noch hinauf zum Gipfel!
Sieh, wie sie dort schon niederglüht,
Rötend des Waldes Wipfel!

Schneller! — da sind wir! — du goldige Welt,
Willst du in Wonnen vergehen?
Hab' doch so heiß und glühend erhellt
Nimmer dich noch gesehen!

V.

„Daß du mich liebst, du hast es froh bekannt!
Doch frag' ich weiter: willst mein Weib du sein,
In meinem Hause ziehn als Herrin ein,
Das still dort überm Flusse schaut ins Land?
— Du schweigst und senkst den Blick? Ein Schatten gleitet
Und senkt sich tiefer über deine Brauen,
Er kündet deutlich mir, was in dir streitet;
Dich heißt noch eine Stimme rückwärts schauen,
Sie raunt dir zu: willst du den Lorbeer lassen,
Der dir gewiß, um einen Myrtenkranz?
Der Lorbeer winkt, du darfst ihn keck nur fassen
Und an die Kunst dein Leben setzen ganz!
Wer sich ihr ganz gibt, dem nur gibt sie sich,
Und Freiheit liebt sie, nicht die engen Schranken,
In die ein Mann will wieder bannen dich!
Den Zweig der Myrte siehst du lockend schwanken,
Du willst ihn freudig in die Haare winden:
Er wird dich zieren, doch er wird dich binden
An andrer Weiber enge Müh' und Pflicht;
Dann wirst du suchen und du wirst nicht finden:
Im Kleid der Hausfrau geht die Göttin nicht!
Die Saiten werden rosten und verstauben —
Kaum spielst du noch ein flüchtig Kinderlied,
Doch Sehnsuchtsträume wie verflogene Tauben,
Sie suchen das, wovon ein Mann dich schied,

Das Land der Kunst, das nie du kannst vergessen,
Das Land, das du mit raschem Fuß durchmessen,
Als tausend Herzen mit der Töne Macht
Du Weh und Fried' und Heiterkeit gebracht,
Das Land, das deine Heimat war bisher!
Laß sie, und nimmer findest du sie mehr!
— So spricht die Stimme. Glaubst du, daß sie lügt?
Ich sage dir, denn du kannst Wahrheit hören —
Dir sagt ein Mann, der dich nicht will betören —
Dir sag' ich laut es: jene Stimme trügt!
Ja, eine Kunst gibt's — o sie zehrt am Leben
Und will des besten Mannes beste Kraft,
Sie gibt sich nicht, wenn man sie braucht nun eben,
Sie nährt sich nicht von überschüssigem Saft!
Vom Herzblut lebt sie, saugt den letzten Tropfen,
Solang noch ihres Dieners Pulse klopfen,
Weh heißt ihr Mahl und Herzeleid ihr Trank,
Ihr Jauchzen ist der Widerhall der Klage,
Die heitre Stirne zeigt sie nur am Tage,
Weil nachts ihr Haupt beträuft ins Kissen sank.
Die Sterne wägt sie, unterm Fuß die Scholle,
Den Demant gräbt sie aus dem Schuttgerolle,
Die Ewigkeit aus tiefster Erdennot;
Sie zeigt der Wahrheit Stege im Verirren,
Blitzt Gottes Klarheit aus Verzweiflungswirren
Und spendet Schätze, wenn ihr fehlt das Brot!
Das ist die Kunst, die Kunst von Gottesgnaden,
Auf Erden wandelt sie, von Nacht beladen,

Nicht in des Festsaals dunstigem Kerzenglast;
Das ist die Kunst, die schafft! Sie will ein Leben
Und geht durch jeden Alltagskram daneben,
Aufschreiend oft, verfluchend seine Last,
Doch stark und trotzig — still auch und ergeben
Und friedevoll im tiefsten Herzensgrund,
Ob auch von herber Klage tönt der Mund,
Ob auch die Kniee wanken dann und wann —
Und diese Kunst, sie fordert einen Mann!
Und diese Kunst, sie ist die deine nicht:
Die spricht nur nach, was jene erste spricht,
Und sie entweiht es vor der Menge Ohren.
Setz du dein Leben ganz an deine Kunst:
Du hast des Tages leichte, flüchtige Gunst,
Doch ist dein bestes Leben dir verloren!
Bald welkt der Lorbeer, den sie dir gewann,
Hinwelkt er mit der Jugendkraft — und dann?
Die Myrte welkt nicht, wenn dein Haar ergraut,
Und echte Liebe, der du dich vertraut,
Und eines Weibes ernste hohe Pflicht
Sie töten deine Kunst — nein, deine nicht!
Doch liebst du sie mit schlichtem, wahrem Sinn,
Und liebst du mich und willst mein Weib du sein:
Zieh in mein stilles Haus als Herrin ein
Und weih zum Tempel es als Priesterin!
Andächtige — dort fehlen sie dir nimmer,
Sie sind dir sichrer als im eitlen Flimmer
Der Prunksaals, wo die glatte Leerheit gafft,

Gafft mehr als hört — o glaube mir, sie trügt,
Die Stimme, die du hörst, sie lügt, sie lügt!
Ein Leben fordert nur die Kunst, die schafft!
— Doch bist du frei! Glaub nicht, daß ich zum Zaume
Dir unsre Liebe mache. Du bist frei!
Wir sterben beide nicht an einem Traume —
Du hast die Wahl, und wie du wählst, es sei!
Wählst du die Welt — sie ist ja groß und weit —
Ich kehre heim in meine Einsamkeit."

So sprach er ernst. Sie schweigt und langsam gleitet
Aus seiner Hand die ihre. Langsam schreitet
Er nach der Tür'. Sie steht und hindert's nicht;
Doch läuft ein Zittern über ihren Leib,
Und plötzlich dann aus ihrem Auge bricht
Ein mild und sieghaft, bang und freudig Licht,
Sie ruft: „O nimm mich ganz! Geliebter, bleib!"

VI.

Klein ist der Saal, klein war der Gäste Zahl,
Doch jeder schied mit warmem Freundeswort;
Die Lichter brennen noch mit mildem Strahl,
Und in den Saiten klingt es leise fort,
Und durch des Buches Blätter geht ein Rauschen
Dort auf dem Tisch, die Bilder an der Wand,
Im Blättergrün die ernsten Büsten lauschen —
Dazwischen stehn allein noch, Hand in Hand

Ein schönes Weib, mit stolzem Blick ein Mann,
Sie sehn sich lange glücklich, schweigend an,
Dann spricht er lächelnd: „Deine Kunst, du Holde,
Wie hob sie Schätze heut von lautrem Golde!
Beethoven selbst — sieh dort! — er nickt dir zu.
Und nun komm hier herein, Geliebte du!
Sieh, wie im Schlaf sie lächeln, unsre Kleinen,
Horch, wie ihr Atem geht so weich und lind!
Siehst du der Zukunft Morgenröte scheinen
Aus Zügen, welche deine Züge sind?
Der trotzige Mund hier, sagst du, sei der meine,
Die goldne Wimper dort ist wieder deine,
Sieh hier des Knaben Kindesfaust geballt,
Als träum' ein Mann — o sieh die Locken hangen
Dem süßen Töchterlein um Schläf' und Wangen!
Und horch, wie's leise durch das Zimmer wallt,
Ein Klingen, Singen, heimlich Zauberlied,
Ein Engelchor von eitel Lieb' und Fried'!
Und doch dazwischen, horch, ein ferner Klang
Wie Kampfesruf, wie ehernen Schicksals Gang!
Du kennst die Töne — hier hast du erlauscht,
Was mächtig durch die Saiten heut gerauscht,
Was jedes Herz zu Ernst und Andacht zwang,
Hier spricht dein Gott zu dir, o Priesterin!"
Sie schmiegt das Haupt an seine Schulter hin,
Sie spricht kein Wort, doch aus dem Blick, dem feuchten,
Sieht er ein vollbefriedigt Amen leuchten.

III.

Zeit und Zorn.

Lieder von Einem, der nicht mit darf.

1870.

I.

Mir ist's versagt, zu reiten —

Mir ist's versagt, zu reiten
In meines Volkes Krieg,
Mit blankem Schwert zu streiten
Für meines Volkes Sieg;
Des ewigen Friedens Kunde
Ward meinem Mund vertraut —
Doch mich auch ruft die Stunde
Zum Kampf mit Donnerlaut.

Darf auch sein Schwert nicht schwingen
Mein Arm, noch stark und jung,
So soll mein Lied erklingen
Wie schneidiger Schwertesschwung;

Darf ich zu Roß nicht fliegen
In deutscher Männer Schlacht,
Soll helfen kämpfen, siegen
Des deutschen Liedes Macht!

Verweht im Wind, ihr Klänge
Von Lieb' und Leid und Lust!
Steigt auf, ihr Schlachtgesänge,
Aus tiefempörter Brust!
In blanken Stahl gerüstet
Dem Feind entgegentönt,
Der allzulang sich brüstet,
Der allzufrech uns höhnt!

Zieh mit den stolzen Streitern,
Mein Lied, zieh freudig mit!
Kling in das Ohr den Reitern
Beim raschen Siegesritt!
Und wo noch Geister schwanken,
Noch Herzen, irr gemacht,
Liebäugeln mit den Franken,
Die rüttle auf mit Macht!

Und aus der Donnerwolke,
Du meines Volkes Gott,
Sprich selbst mit deinem Volke,
Mach jeden Wahn zu Spott!

Und meines Liedes Tönen
Gieß einen Hauch nur ein
Von deiner Stimme Dröhnen —
So mag's gerüstet sein!

II.

Trompeter blas!

Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!
Hört ihr seine Wogen grollen?
Sie schießen dahin mit Gewitterschein,
Sie zürnen wie Donners Rollen,
Sie bäumen wie knirschende Rosse sich hoch:
„Wollen sehn, wer uns zwingt in das fremde Joch!"
Und das Echo der Felsen schmettert drein:
Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!
Vernahmt ihr der Lorlei Singen?
Ihr Büblein von drüben, willkommen sein!
Mein Liedlein soll lustig euch klingen!
Mein Brautlied, mein altes, das lautet: Tod!
Mein Brautkleid färb' ich mit Blute rot,
Brautführer sollen die Deutschen sein —
Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!
Zu Aachen krachen die Grüfte,
Es schreitet der Kaiser im Mondenschein
Zum Rhein durch die brausenden Lüfte,
Zu Rüdesheim pflanzt er das Banner auf —
Vom Odenwald rasselt in rasendem Lauf
Durch die Nacht hernieder der Rodenstein:
Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!
Und seht ihr die schwarzen Scharen?
Hoch über die Berge und Wälder herein
Kommen Lützows Jäger gefahren;
Sie jagen rheinauf, sie jagen rheinab,
Und der alte Blücher entsteigt dem Grab;
Nicht länger schlummert der Helden Gebein —
Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Blas, blas Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!
Ihr Brüder, hört ihr es schmettern?
Die Helden sollen zufrieden sein
Mit uns in des Sturmes Wettern!
Die Fahne hoch und die Schwerter scharf!
O glücklich, glücklich, wer reiten darf,
Wenn es tönt landaus, wenn es tönt landein:
Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!

III.

Nachtwinde.

Ich habe hinaus in die Nacht gelauscht
Mit bangen, düstern Gedanken —
Die Winde kamen daher gerauscht
Hoch über die Wipfel, die schwanken;
Sie kühlten die heiße Stirne mir kaum,
Es lag auf mir wie ein ängstlicher Traum
Die lastende Sorge, die schwere,
Um meines Volkes Ehre.

Ihr Winde, ihr rauschet von Ost und West,
Was saht ihr in deutschen Landen?
Wollen alle stehen getreu und fest
Umschlungen von heiligen Banden?
Ist keiner da, der die Ehre vergißt,
Der nur an dem eigenen Nutzen mißt,
An den heimischen, kleinlichen Dingen,
Was die ehernen Tage bringen?

Es rauschten die Winde von West und Ost,
Sie rauschten die Antwort, die frohe:
„Getrost! Wie immer der Feind sich erbost,
Hoch lodert die heilige Lohe,

Sie lodert in allen Herzen auf,
Die wir irgend grüßten im flüchtigen Lauf —
Wo ein Blatt nur rauscht in den Winden,
Ist kein Verräter zu finden."

Dank, Dank, ihr Winde! Nun ist es gut!
Dank, Dank für die stolze Kunde!
So walle denn hoch, du deutsches Blut,
Von den Alpen bis zu dem Sunde!
So blitzet denn hoch, ihr Schwerter all,
So dröhnt ihr Geschütze mit Donnerhall!
Wir wollen in Blitzen und Wettern
Die Feinde zu Boden schmettern!

IV.

Ausmarsch.

Auf Bajonetten blitzt das Abendrot —
Da ziehen sie in schweigenden Kolonnen!
Wenn wiederum ein Tag den Abschied bot,
Liegt mancher bleich und starr und blutbesonnen.
Dort lehnt am Fenster noch die blasse Braut,
Und leise rinnen ihre Tränen nieder —
Ihr Todeswinde, kündet's nicht zu laut:
Dein Bräutigam, du Arme, kehrt nicht wieder!

Die Mutter tritt an ihren Bücherschrein,
Holt ihr Gebetbuch noch im Abendschimmer —
Schließ deine Augen, graues Mütterlein,
Sie sehn den einzigen Sohn hier unten nimmer!
Du junges Weib — vom Vater, welcher schied,
Singst du dein Wiegenliedlein deinem Knaben —
Bis er verstehen lernt dein Schlummerlied,
Hat man den Vater ihm schon längst begraben!

Ein hoher Greis, noch fest und ungebückt,
Blickt nach dem Zug von seines Hauses Pforte;
Zur Stirn, die eine alte Narbe schmückt,
Fährt seine Hand, er spricht die grimmigen Worte:
„Floß dazu einst mein Blut auf Leipzigs Plan,
Daß meine Enkel nun aufs neue bluten?
Wälzt wieder jenes Räubervolk heran
Auf unsre Fluren seine schmutzigen Fluten?

Wofür, wofür, ihr schnöden Buben, soll
Der alte Jammer nun aufs neu erschallen?
Wann ist das Maß des Elends endlich voll,
Wann sind der Tränen einst genug gefallen?
Fluch euch Verfluchten, Fluch euch tausendmal!
Sieg dir, mein Volk, in deiner Schlachten Wettern!
Herr Gott! wie lange schläft dein Donnerstrahl?
Wann wirst du diese Frevlerbrut zerschmettern?"

V.

Im Korn.

Ich ging durchs Kornfeld hin im Morgenscheine,
Der Wind lief durch die Ähren, klingend leise,
Und einen Schnitter sah ich an dem Raine,
Die Sichel schärfend summt' er seine Weise.

Die Sonne stand im Ost in blutigen Flammen,
Des Windes Wühlen, wie in stillem Grimme,
Klang mit des Schnitters Lied in Eins zusammen —
Mir war's, als hört' ich unsres Gottes Stimme:

„Das Volk im Westen ließ ich lang gewähren,
Und Frevel häufend wähnt' es sich geborgen —
Doch schuldenschwer stehn jetzo seine Ähren
Die Saat ist reif, es tagt der Erntemorgen!

Schon rauscht's am Rhein von meines Zornes Winden,
Und bald gewetzt ist meines Grimmes Eisen,
Es geht ans Schneiden, geht ans Garbenbinden —
Du, deutsches Volk, du sollst mein Schnitter heißen!"

VI.

Generalmarsch.

Generalmarsch! Es dämmert,
Vorbei ist die Nacht!
Es pocht und es hämmert
Das Herze mit Macht;
Vorbei sind die Träume,
Die müßige Ruh,
Schon rauschen die Bäume
Dem Morgen zu,
Dem großen Morgen der Deutschen!

Generalmarsch! Es heulen
Die Wölfe am Rhein,
Es flattern die Eulen
Zum düstern Gestein;
Die Lüfte erklingen,
Sie schimmern klar,
Auf mächtigen Schwingen
Erhebt sich der Aar
Am großen Morgen der Deutschen!

Generalmarsch! Schon färben
Die Berge sich rot —
Die fallen, sie sterben
Geheiligten Tod:

Es taucht seine Flügel
Der Aar in das Blut,
Trägt's über die Hügel
Zur Sonnenglut,
Zum großen Morgen der Deutschen!

Generalmarsch! Nun glüht es
Weitum übers Land,
Nun blitzt es und sprüht es,
Ein einziger Brand!
Es läuten zusammen
Die Schwerter im Schwung —
Steig auf denn in Flammen,
Unsterblich und jung,
Du großer Morgen der Deutschen!

VII.

Der erste Tote.

Fern jagen die Ulanen noch den Feind,
Zum Sammeln ruft das Horn die Füsiliere —
In eines Reiters blasses Antlitz scheint
Das Abendrot; ihn tragen ihrer Viere
Mit ernsten Blicken weg auf zwei Gewehren —
Den ersten Toten auf dem Feld der Ehren.

Der Träger einem rollt die Träne sacht
Hernieder über die gebräunte Wange:
„Schlaf wohl, mein Bruder! Finster ist die Nacht,
Die dich umdunkelt, und sie dauert lange,
Im Traum nur hörst du flüstern von den Siegen
Die Heidegräser, die im Wind sich wiegen.

Schlaf wohl und träume! Über deinem Grab
Fliegt Siegeskunde bald um Siegeskunde;
Und wenn uns Gott die frohe Heimkehr gab,
Dann denken wir auch dein im kühlen Grunde —
Schlaf wohl, du stolzer, morgenfrischer Reiter!
Kam'raden — morgen geht's zum Siege weiter!"

VIII.

Am Abend nach der Schlacht.

Todeszucken am Himmel,
Düsteres Abendrot —
Todeszucken im Felde,
Ferne des Dorfes Flamme loht!

Bleich und bleicher der Himmel,
Blaßverschleiert das Licht —
Bleich und bleicher im Felde
Sterbender Helden Angesicht!

Mildes Dunkel am Himmel,
Nacht voll tröstlicher Ruh',
Decke nun auch im Felde
Sanft die gebrochenen Augen zu!

IX.

Reiterlied

auf den Weg nach Paris.

Septembersonne so hell, so hell!
Und der Säbel so blank, und das Roß so schnell!
Und so reiten wir lustig im Land der Franzosen —
Wie die sich ärgern und sich erbosen!
Wir aber lachen — und mit Hurra
Sind wir heute hier und morgen da
Und übermorgen in Paris!

Im Land des Champagners war's hübsch und fein:
Da wuchsen die Trauben ins Maul herein,
Und den Wein, den taten die Leute verstecken —
Wir kriegten ihn doch hervor aus den Ecken!
Und der Wein war gut — und mit Hurra
Sind wir heute hier und morgen da
Und übermorgen in Paris!

Und als man den Kaiser Napoleon fing
Und alle Gloire zum Teufel ging —
Hei, wie der gefangene Prahler sich duckte
Und die grande nation verwundert guckte!

Und das Ding war gut — und mit Hurra
Sind wir heute hier und morgen da
Und übermorgen in Paris!

Die Franzosen wissen Ein Liedlein nur,
Das geht nach der Weise von „Marschretour"!
Das verstehen wir nicht — aber andere Weisen,
Die „alleweil druf!" und „haut ihn!" heißen:
Die haben wir los — und mit Hurra
Sind wir heute hier und morgen da
Und übermorgen in Paris!

X.

Trinklied.

Wenn der Sturmwind saust und das Herbstlaub weht,
Wenn's kühl wird draußen und still und spät,
Dann füllet die Gläser im Kreise
Mit jungem Wein
Von dem alten Rhein
Und lasset sie klingen und singet darein
Eine ernste feurige Weise!

Als der Sturmwind kam und das Kriegshorn klang,
Als blutig der Tag aus den Wolken sprang,
Da schwollen die Trauben am Hügel —
Und mächtig schwoll

In der Brust der Groll,
Und zorniges Waffengeklirr erscholl,
Und der Reiter sprang in den Bügel.

Und im Sturmwind ging's — und das Wetter schlug —
Wie Herbstlaub stäubten in wirbelndem Flug
Von dannen die feindlichen Horden!
Und Siegesklang
Flog den Rhein entlang;
Und als auf Paris unser Sturmlauf drang,
Waren reif die Trauben geworden.

Und der Sturmwind saust und des Sturmwinds Drohn
Erschüttert das prahlende Babylon
Und verlöscht ihm die Fackel des Lichtes;
Und Jubel tönt,
Wo der Feind gehöhnt,
Und geherbstet wird, und die Kelter dröhnt —
Und wir keltern den Wein des Gerichtes.

Nun der Sturmwind saust und das Herbstlaub weht,
Im schütternden Sturm unser Volk ersteht,
So füllet die Gläser im Kreise:
Bei jungem Wein
Von dem alten Rhein
Gedenket der Zeiten und singet darein
Eine ernste feurige Weise!

Der letzte Morgen zu St. Cloud.

(Juli 1870.)

Es regt sich zu St. Cloud im Schloß,
Im Hofe Fackeln flammen,
Geschirrt schon steht des Kaisers Roß,
Es schart sich rings der Diener Troß
Und flüstert scheu zusammen.

Denn sieh — ein finsterer Gesell
Hält dort das Roß am Zügel,
Der Fackelschein erleuchtet grell
Sein fahles Angesicht, und hell
Erglänzt des Rosses Bügel.

Der Morgen dämmert näher schon —
Der Finstre lächelt leise,
Er singt ein Lied in eignem Ton,
Unheimlich klingt wie kecker Hohn
Im düstern Hof die Weise.

„Ich tummle mich seit manchem Jahr
Im Dienst der Bonaparte,
Bin älter, als der Alte war —
Doch nimmer wird mir grau das Haar,
Nicht lahm die Faust, die harte!

Dem Oheim dient' ich treu und gut
Schon bei den Pyramiden:
Ich schafft' ihm Blut und aber Blut —
Und bis zu Moskaus Flammenglut
War er mit mir zufrieden.

Ich hab' ihm noch auf Helena
Die Augen einst geschlossen —
Dann schweift' ich planlos fern und nah:
Jetzt bin ich für den Neffen da
Und dien' ihm unverdrossen.

In Mexiko war's noch zuletzt:
Dort gab es viel zu schaffen,
Schier hat er selbst sich drob entsetzt —
Doch jetzo sind aufs neu gewetzt
Zu meinem Werk die Waffen.

Nun tu' ich ihm den letzten Dienst,
Der soll der beste werden:
Ihn selber nehm' ich zum Gewinnst,
Wenn ich ihm freundlich zugegrinst
Beim letzten Ritt auf Erden!" —

Der Kaiser kommt — es lüftet rot
Der Ost des Vorhangs Falten —
Er schwingt sich auf das Roß mit Not,
Er reitet fort — es hat der Tod
Den Bügel ihm gehalten.

Totenopfer.

(Den Toten der Tübinger Normannia.)

Lasset hell im Glase blinken
Feurigroten edeln Wein!
Bis zur Neige sollt ihr trinken —
Will ins Glas die Träne sinken,
Wohl, sie fließe mit darein.

Unsern Brüdern sei, den toten,
Diese Spende jetzt gezollt,
Deren Herzen freudig lohten,
Deren Blut dem raschen roten
Feuerweine gleich gerollt.

Als der Lenz zum letztenmale
Klingend zog durch Feld und Wald,
Hat im festlich hellen Saale,
Hat beim schäumenden Pokale
Jubelnd noch ihr Lied geschallt.

Stille jetzt in weiter Ferne
Ruhen sie im kühlen Grund,
Über ihnen ziehn die Sterne,
Ziehn die Grüße, die wir gerne,
Noch geküßt auf ihren Mund.

Lasset hell im Glase blinken
Feurigroten edeln Wein!
Bis zur Neige sollt ihr trinken —
Will ins Glas die Träne sinken,
Wohl, sie fließe mit darein!

Horch, es klingt! — — die Toten leben —
Füllt aufs neu das Glas zum Rand!
Hört ihr's, wie die Lüfte beben,
Seht ihr in den Saal sie schweben,
Unsre Toten Hand in Hand?

Ihre Todeswunden glühen
Röter als der rote Wein,
Röter als die Röslein blühen,
Um ihr Antlitz, blaß von Mühen,
Fließt ein lichtverklärter Schein.

Seht, sie bleiben! Rückt zusammen,
Und entblößt sei jedes Haupt!
Seht, wie ihre Augen flammen,
Seht, dem Bund, dem sie entstammen,
Hat der Tod sie nicht geraubt.

Einer spricht — seht ihr ihn ragen
Hoch und stark, der Eiche gleich,
Drein in blütenreichen Tagen
Hat des Himmels Blitz geschlagen —:
„Seid gegrüßt im neuen Reich!

Seid gegrüßt und laßt das Trauern!
Ob uns traf der Wetterschlag:
Was wir unter seinen Schauern
Euch erkämpft, wird länger dauern
Als ein kurzer Lebenstag!

Ob die Jugend uns zerronnen
Wie ein rascher schöner Traum:
Unser Blut, das ist der Bronnen,
Draus getränkt — mit Lebenswonnen
Neu ergrünt des Reiches Baum!

Freudig drum sind wir gesunken,
Haben freudig — wie beim Fest
Einst des Weines Feuerfunken —
Todes Minne jetzt getrunken,
Ohne Grauen, bis zum Rest.

Stehet ihr nun fest im Leben,
Wie wir, als der Tod genaht!
Unser Geist soll euch umschweben,
Uns zum Denkmal soll sich heben
Eure echte Mannestat!

Lasset hell im Glase blinken
Feurigroten edeln Wein!
Bis zur Neige sollt ihr trinken —
Will ins Glas die Träne sinken,
Wohl, sie fließe mit darein!"

Zum 30. November und 2. Dezember.

In der Winternacht bei der Stürme Wehn,
Wenn kühl die Sterne auf Posten stehn,
Da rauscht es und klingt es so eigen,
Da klingt es herüber vom welschen Land,
Von den Gräbern dort an der Marne Strand
Wie Grüße der Toten, die Hand in Hand
Aus den schweigenden Hügeln steigen.

Im grauen Mantel, die Wunden vorn,
Auf dem bleichen Antlitz den heiligen Zorn,
Auf den Lippen den Gruß an die Lieben —
So gehn sie hervor um die Mitternacht,
Die Schwabenhelden, die dort gewacht
Und des Feindes verzweifelte Übermacht
Zurück in das Garn getrieben.

So gehn sie hervor, nun ihr Tod sich jährt
Und der Wind so schneidig wie damals fährt —
Und der Wind bringt ein Grüßen getragen:
Das klingt wie trotziger Schwerterklang,
Das klingt wie jauchzender Siegesgesang,
Und dazwischen so leis und dazwischen so bang
Erklingt es wie sehnendes Klagen.

„Gott grüß, ihr Brüder! Euch war es beschert,
Daß mit Siegesjubel ihr heimgekehrt,
Die Lieben wieder zu schauen;
Ihr standet mit uns in blutigem Bund,
Ihr schluget mit uns in blutiger Stund —
Nun ist es an euch, auf dem blutigen Grund
Im Frieden weiterzubauen!

Wohl herb ist's, zu sterben in fremder Fern,
Doch stille, nur stille, wir starben gern —
Dich, Vaterland, grüßen die Toten!"
— Der Wind weht leiser, die Sterne ziehn
Mit milderem Leuchten oben hin,
Im Osten dämmert's, die Nacht will fliehn —
Schlaft wohl, ihr geliebten Toten!

Landwehrmanns Heimkehr.

Des Landes Wehr, des Feindes Schreck,
Das treue Herz auf dem rechten Fleck,
Des Reiches Trutz und des Weibes Stolz,
Von weichem Kern und von festem Holz,
Mit dem Kreuz auf der Brust, das der
Held gewann —
Grüß Gott in der Heimat, du deutscher Mann!

Schelmenliedlein zum 2. September.

Nach bekannter Melodie zu singen.

Das war im Jahre Siebzig,
Da kam der Herr Franzos,
Er kam mit viel Spektakel,
Gegickel und Gegackel,
Der Lärm war riesengroß.

Das war im Jahre Siebzig,
Als reif die Ernte stand,
Da warf der deutsche Michel
Ins Kornfeld seine Sichel
Und nahm das Schwert zur Hand.

Das war im Jahre Siebzig
Da ging es übern Rhein,
Da fiel den Herrn Franzosen
Das Herz bald in die Hosen —
Wie konnt' es anders sein?

Das war im Jahre Siebzig,
Und Sedan hieß das Nest,
Da schnappte zu die Falle,
Da nahm man alle, alle
Mit samt dem Kaiser fest.

Das war im Jahre Siebzig,
Da kam der Herr Franzos
Geschlagen und gefangen
Nach Wilhelmshöh gegangen —
Und auf Paris ging's los.

Das war im Jahre Siebzig,
Jetzt ist's schon lange aus!
Doch, Franzmann, laß dir sagen:
Bleib du in Sommertagen
Ein andermal zu Haus!

Aus den Liedern eines deutschen Invaliden.

I.

Als die Trommel klang:
Aufgewacht!
Als vom Schlafe sprang
Fort zur Schlacht
Nord und Süd und Mann an Mann —
O wie heiß, o wie heiß
Mir's durch alle Adern rann!
Marsch!

Lehnt' am Lindenbaum
Liebekrank —
Weg den Liebestraum,
Klinge blank!
Weg mit Lieb' und Leid und Luſt —
O wie heiß, o wie heiß
Hämmert mir's in Kopf und Bruſt!
Marſch!

Bruder, gehſt du mit?
„Fragſt du lang?"
Vorwärts, Schritt und Tritt,
Sang und Klang!
Alle kommen Hand in Hand —
O wie heiß, o wie heiß
Lodert's durch das ganze Land!
Marſch!

II.

O Tage der Kraft, o gewaltige Zeit!
Wie waren die Herzen ſo weit, ſo weit!
So ſchwellt ſie kein Frühling, kein Liebeshoffen,
So ſtanden ſie nie und nimmer offen!

O Tage der Kraft, o gewaltige Zeit!
Von allen kleinlichen Wünſchen befreit
Wie fühlten wir groß, wie fühlten wir mächtig,
Wie ſchritten wir hin ſo waffenprächtig!

O Tage der Kraft, o gewaltige Zeit!
Wie liegt ihr schon heute so weit, so weit —
Als hätten wir nächtig ein Märchen gelesen,
Als wäre das alles ein Traum gewesen!

III.

Da saßen wir alle am Siegestor
Unter wehenden Fahnen und Blumenflor,
Wir invaliden Gesellen,
Rings brauste die Menge und drängte sich dicht,
Es grüßte manch lächelndes Mädchengesicht
Aus den Fenstern, den sonnenhellen.

Und es kamen durchs Tor zu Roß und zu Fuß
Mit Trommelgewirbel, Trompetengruß
Die Kameraden gezogen,
Es blitzten die Helme, es klirrte der Stahl,
Das Hurra brauste wohl tausendmal,
Und Blumen und Kränze flogen.

Es drängten sich in die dröhnenden Reih'n
Viel Väter und Mütter und Bräute hinein
Und des Volkes wogend Gewimmel —
Und vorüber, vorüber zogen sie lang
Mit wehenden Fahnen, mit Sang und mit Klang,
Und droben lachte der Himmel.

Und ferner und ferner die Trommel rief,
Und des Volkes Festgewoge verlief,
Und stille ward's in der Runde,
So still wie der Friede nach heißem Streit —
O sagt mir, ob auch die große Zeit
Vorüber mit dieser Stunde?

IV.

Als wir standen dort in Feindesland —
Weißt du noch, Gesell,
Wer getreu an meiner Seite stand?

Als du auf dem Marsche niedersankst —
Weißt du noch, Gesell,
Wes die Flasche war, daraus du trankst?

Als die Kugel in die Brust mir schlug —
Weißt du noch, Gesell,
Wer mich sorgsam aus dem Kampfe trug?

Wenn du jetzt die römische Fahne trägst —
Weißt du auch, Gesell,
Daß du mir die schlimmste Wunde schlägst?

V.

Ich habe im Wettergetös der Schlacht
Die Stimme Gottes vernommen,
Sie ist auf der Wacht in der Sternennacht
Im Winde zu mir gekommen.

Ich sah sein Antlitz im Schlachtendampf,
Als dem Tod ich ins Auge schaute,
Ich fand seine Spuren im Völkerkampf,
Wie er niederriß und erbaute.

Nun soll ich zu Haus mit Einem Schlag
Des alten Gottes vergessen,
Weil ihn ein Professor nicht leiden mag,
Der daheim hinterm Ofen gesessen?

VI.

Noch trag' ich die Kugel in meiner Brust,
Die dort vor Paris mich getroffen,
Und die Brust ist krank, und an Erdenlust
Nicht viel mehr hab' ich zu hoffen.

Doch birgt mir die Brust noch Kraft genug
Zu glühendem Lieben und Hassen,
Doch will ich vom Kampfe mit Lug und Trug
Noch immer, noch lange nicht lassen.

Noch wallt mir die kranke Brust so heiß,
Wenn die Waffen der Wahrheit klingen,
Noch hab' ich das Schwert des Wortes und weiß
Es scharf und schneidig zu schwingen.

Noch will ich mich stellen mit Manneszorn,
Wo die Schlachten der Geister wogen,
Und meine Wunden empfangen vorn,
Wie einst, als die Kugeln flogen!

Der Tag der Unfehlbarkeit.

Es saust über Rom ein Gewitter daher,
Als käme von Norden Wodans Heer,
Es brüllen die Donner, der Tag wird zur Nacht,
An dem sie zum Gott einen Menschen gemacht.

Die Fenster klirren, es zuckt der Blitz,
Es beben die Pfaffen auf ihrem Sitz,
Sie spüren des göttlichen Zornes Gebraus —
Doch sprechen ihr lästerndes Wort sie aus.

Und zur selbigen Zeit übern Rhein, übern Rhein
Fegt ein deutsches Gewitter nach Frankreich hinein
Und schlägt in der Schlachten Gebrüll und Glut
Zu Boden den welschen Übermut.

Und also für alle Zeiten soll
Gottes und Deutschlands Wettergeroll
In der Pfaffen und Welschen Frevelverein
Unfehlbar schlagen und fegen hinein!

Des Papstes Segen.

Auf dem Markte zu Neapel
Fiel des letzten Hohenstaufen
Lockig Haupt vom Henkerbeile —
Ein Franzose war der Mörder,
Und der Papst gab seinen Segen.

Mordend in den Niederlanden
Trat man Recht und Freiheit nieder,
Hoorns und Egmonts Häupter fielen —
Herzog Alba war der Mörder,
Und der Papst gab seinen Segen.

Zu Paris war blutige Hochzeit:
Feig ermordet ward Coligny
Mit dreitausend Hugenotten —
Frankreichs König war der Mörder,
Und der Papst gab seinen Segen.

Dreißig greuelvolle Jahre
Wühlt' in seinen Eingeweiden
Deutschland, und das Messer schärften
Ihm Franzosen, Spanier, Schweden —
Und der Papst gab seinen Segen.

Fragt in Straßburg, wer's gestohlen?
In der Pfalz, wer sie verwüstet?
Jedes Kind weiß euch zu sagen,
Wer die Räuber, wer die Mörder —
Und der Papst gab seinen Segen.

Fragt die frischen Gräber drüben,
Fragt vom Elsaß zur Loire,
Fragt, wer sie gefüllt mit Leichen?
Ein Franzose war der Mörder,
Und der Papst gab seinen Segen.

Bismarck.

I.

1874.

Da steht der Mann, der bestgehaßte
Vom Ost bis wo das Westmeer schäumt,
Der Riesengeist, der schaffend faßte,
Was andre nur geahnt, geträumt!
Da steht er, eisenstark wie immer,
Geschehen ist, was er gedacht,
Was euer klägliches Gewimmer
Doch nimmermehr zu Stand gebracht.

Wie habt ihr ihn geschmäht, begeifert,
Der wenden wollte eure Schmach,
Wie pharisäergleich geeifert,
Weil eure Satzung er durchbrach!
Weil ihr zu klein war't, ihn zu fassen,
Zu lahm, zu matt für seinen Flug,
Erschwangt ihr nur ein schwächlich Hassen
Und tatet schimpfend euch genug.

Und als, was er gewollt, gelungen
Durch Blut und Eisen über Nacht,
Und eure schalen Lästerzungen
Die Weltgeschichte stumm gemacht:
Da ducktet ihr und krochet unter
Halb knurrend, wedelnd allgemach,
Und fandet euch bequem und munter
Am Ende unter Dach und Fach.

Und jetzt, da euch's zu wohl geworden,
Jetzt kläfft ihr wieder an ihm auf
Und sammelt eurer Lügen Horden
Aufs neue wider ihn zuhauf —
Nur zu! Des deutschen Schiffes Ferge
Hält fest das Steuer, bis es bricht!
Geht heim und schämet euch, ihr Zwerge,
Ihr bindet doch den Riesen nicht!

II.

1890.

Mächtig dröhnte das Erz, da des Reiches Ring du geschmiedet,
Funken stoben der Welt in das erstaunte Gesicht.
Magst du nun rasten, Schmied: Dein Werk bleibt immer der Ring doch,
Und Jahrhunderte durch dröhnt dir vom Danke die Welt.

Die Wala.

Der Nebel spann im Wald von Kluft zu Kluft,
An Zweigen starrte eisgewordner Tau
In mattem Glanze, schwer und feucht die Luft,
Der Himmel hing herab in ödem Grau,
Die letzten braunen Buchenblätter sanken
Langsam herunter aufs vergilbte Gras,
Der Häher schrie, der zwischen kahlen Ranken
Der Ebereſche rote Beeren las;
Der Boden kalt und starr, die dürftige Decke
Zerrissen überall, der dünne Schnee;
Und drüben an der dunkeln Tannenecke
Schlich übern schmalen Weg ein zitternd Reh.

Ich ging allein, ich ging in zorniger Trauer
Um meines Volkes Nöte durch den Wald,
Der Nordwind blies des Reifes spitze Schauer
Mir um die Stirne, höhnisch pfeifend bald,
Bald trübe spielend mit dem dürren Laub —
Dann wieder Schweigen rings, als hätten taub
Und stumm den Wald gemacht die Windesstöße,
Als gähnte dort die ausgehauene Blöße
In stumpfem Weh mich an. — Zur Seite bog
Ich tiefer in den Wald; im Gehen zog
Mit starren Fingern ich hervor ein Buch,
Drin aufgezeichnet manchen Götterspruch
Ein weiser Mann an Islands Felsenborden —
Ja dorthin, in den meerumspülten Norden,
Den eisesstarren, habt ihr euch gerettet,
Ihr armen Götter, habt euch dort gebettet
Einsam auf Felsgeklipp und spärlich Moos,
Von dorther irrt ihr klagend, heimatlos
Noch heut umher in sturmdurchsausten Nächten,
Am Nebeltag im reifeskalten Forst
Und sucht und späht nach Enkelsöhnen, echten,
Wie an dem Klippenfjord vom Geierhorst
Die Alten ausspähn nach verflogenen Jungen.
Ach, längst ist euer Preis bei uns verklungen,
Walvater du, du Allessehender,
Du Heldensammler nach der Heideschlacht,
Und Donar du, Gewitterwehender,
Dich haben sie zum Teufel längst gemacht!

Kein Schauer mehr durchweht des Schwertgotts Haine,
Kein Holzstoß flammt dem weißen Balder mehr,
Geschmäht als Hexe schleicht am niedern Raine
In Nächten die Walküre noch umher.
Erdmutter Hertha zuckt in stillem Grimme,
Wenn dieses Schalksvolk ihr den Rücken tritt,
Verhallt ist Freyas liebe, traute Stimme —
Nur noch die Nornen gehn den Schicksalsschritt
Durchs faule Volk und walten herb und strenge
Und häufen auf des Abfalls feig Geschlecht
Der Sündenbußen ungeheure Menge
Und tun dem Knechte, wie's verdient der Knecht!
Denn auch der Christusgott, dem ihr gewichen,
Verfehmte Götter, herrscht bei uns nicht mehr,
Der Dornenkrone Strahlen sind erblichen,
Der Liebesmahle Tisch ist kränzeleer:
Das goldne Kalb, das einst im fernen Osten
Umheult des Judenvolkes wüst Geplärr,
Das ist der Gott, dem Opferfeuer glosten,
Auf Herthas Boden wird der Jude Herr!
O schlüge Donars Hammer blitzesprühend
In dieser Zeiten Eiterstrom und Schlamm,
O säßest wieder du, im Goldhelm glühend,
Walvater, auf der Sturmeswolke Kamm!

So ging es grollend mir durch Herz und Hirn,
Der Nordwind kühlte nicht die heiße Stirn,

Ob auch der Reif mir klirrend hing im Bart,
Der Häher schrie zur Seite rauh und hart,
Und aus der Schlucht, die in den Weg mir sprang,
Vereisten Baches matt Geplätscher klang.
Doch drüben, wo verschlungene Brombeerranken
Noch spät belaubt zur Schlucht herniederschwanken,
Walvaters Rabe auf der Buche schaukelt
Und Donars Eichhorn auf den Zweigen gaukelt,
Wo starker Epheu schirmt mit grünem Flügel.
Den alten eingesunknen Hünenhügel —
Was wallt und webt dort in der Nebelfeuchte,
Was flimmert dort, ein bläulich fahl Geleuchte?
Wer ruht im Hügel dort von jenen Alten,
Die noch den Göttern heilige Treu' gehalten?
Ist es ein König, der im Schlachtenzorn
Zum Hügel fuhr, die breiten Wunden vorn?
Ist's eine Wala, eine schöne, reine,
Die auf der Götter Wort am heiligen Steine,
Am Heideteich, am Felsenquell gelauscht,
Im Waldesgrunde, wo der Nachtwind rauscht?
Sei's wer es wolle — steig aus deiner Gruft!
Es ist ein später Enkel, der dich ruft,
Doch ist's ein echter! Steig empor und deute
Die alten Runen mir in diesem Buch
In meiner Hand! Es ragt so mancher Spruch
Aus grauer Vorzeit in das schale Heute
Und lallt herein vergessner Wahrheit Traum
Wie Wogenmurmeln an des Nordmeers Saum —

Wir horchen hin, verstehen halb und staunen
Ob dieser Urzeitweisheit dunklem Wort —
Steig auf und deute mir dies dumpfe Raunen,
Bring mir herauf den längstversunkenen Hort,
Den man ins Grab dir gab in goldner Glut,
Der nun in Rost und Staub und Moder ruht!
Steig auf und sprich! Ich will dir gläubig lauschen,
Und könnt' ich nur ein Wort des Trosts ertauschen,
Ein Trosteswort für meines Volkes Jammer,
Gern stieg ich selbst dafür in deine Kammer!

Da wallt es rascher überm Hünengrabe,
Es wogt und schwankt und weiße Streifen spinnen,
Die Flügel auf der Buche schlägt der Rabe,
Das Eichhorn sichert — jetzt, in weißes Linnen
Gehüllt, mit bleichem schönem Angesicht
Steigt langsam auf die Wala, zuckend bricht
Ein Goldglanz ihr zu Füßen aus dem Hügel,
Es stampft und scharrt, als knirschte in die Zügel
Walvaters weißes Roß, es klirrt in Lüften,
Als führen rings aus allen Waldesklüften
Walküren her, speerschüttelnd, helmgeschmückt —
Und lauschend stand ich, stumm, das Haupt gebückt,
Als nun die Wala sprach: „Wer bist du, Mann,
Der auf mich zwingt mit solchen Zaubers Bann?
Lang lag ich, hört' im Schlaf die Wetter schlagen,
Nicht einem fiel es ein, nach mir zu fragen,

Groß muß die Not sein, die zu mir verirrt!
So hat einst Wotan auch sein Roß geschirrt,
Die Wala zu befragen, als die Not
Den alten Göttern an die Seele ging,
Als schon der Götterdämm'rung fahles Rot
Am Himmelsrand verderbenkündend hing:
Geschwunden waren Schwur und Recht und Sitte,
Der Bruder schonte nicht des Bruders mehr,
Frech ging und schamlos in des Volkes Mitte
Jedwede Meintat unverhüllt einher;
Schwertalter war, ein wüstes Schildekrachen,
Ein sinnlos, treulos Kriegen ohne Maß,
Dem satten Wolfe ekelte am Fraß
Und gellend klang des alten Unholds Lachen,
Des argen Loki, als er sich zum Mahle
Der Götter drängte und aus voller Schale
Den giftigen Hohn auf ihre Häupter goß,
Als er dem blinden Höder das Geschoß
Der Mistel reichte, tückisch wies das Ziel —
Und Balder dann, der reine Lichtgott, fiel!
So schlimme Zeit war wie die eure jetzt!
Doch Eine Rune blieb aus jenen Tagen,
Sie mag dir aller andern Deutung sagen:
Als Balders Leiche ward zum Schiff getragen,
Da standen alle Götter stumm, entsetzt,
Wild blickte Donar, als er mit dem Hammer
Zum Scheiterhaufen weihte Balders Schiff,
Der treuen Nanna sprang das Herz vor Jammer,

Es schlichen klagend um das Felsenriff
Steinriesen selbst, Gezwerg, lichtscheue Elbe,
Die heilige Esche ließ das erste gelbe
Versengte Laub vom Ufer flutwärts wallen
Und alle Wesen ächzten angstbefallen.
Doch seitwärts, an dem Goldspeer lehnend, stand
Walvater, runensinnend wie vor Zeiten,
Als Runen ihn aus dumpfer Haft befreiten,
Geistrunen, die er los sich ringend fand
Vom Urweltschoße, dem er selbst entstammte.
In Schweigen stand er, doch sein Auge flammte,
Vorschauend weithin — da, als schon die Lohe
Aus dem Gebälk des Schiffes schlug hervor,
Trat an des Sohnes Leiche hin der Hohe
Und raunte leis die Rune ihm ins Ohr
Und warf des Fingers Goldring in die Gluten —
Ein Stoß, und von den Walzen schoß das Schiff
Und tauchte machtvoll in beschäumte Fluten
Und sprühte Brände auf Geklipp und Riff
Und zog hinaus die See in feurigem Bogen,
Ein Flammenzeichen auf des Weltmeers Wogen.
Die Rune aber — neig dein Ohr, tritt her! —
Walvaters Rune deutet: Wiederkehr!
Nicht sollt ihr bleiben ewig gottverwaist!
Was auch die Götterdämmerung verschlungen,
Nur fortgetrotzt, nur mutig durchgerungen,
Ihr Wenigen, die noch der Wettergeist,
Der heilige, beseelt aus Vätertagen!

Nicht sollt ihr träumend irren, tatlos klagen —
Die Schilde vorgestemmt und dreingeschlagen!
Noch ist am letzten Ende nicht der Krieg —
Es kommt die Zeit — und euer ist der Sieg!
Noch leben unter euch die Donarssöhne,
Die strenger Arbeit harten Hammer schwingen,
Ob noch so frech die Hexe Goldkraft höhne,
Sie werden noch einmal zu Boden ringen
Der Hexe Sudkunst und die Schacherknechte,
Die um ihr Seelenheil sich ihr verhandelt!
Von Hand zu Hand der Runenstab noch wandelt,
Drauf eingeritzt noch manche alte echte
Geistrune Wotans, wirkend Wort aus Wort
Und Werk aus Werk durch alle Zeiten fort!
Auf sie nur trauet, und wie Nebeldünste
In Fetzen flattern einst die Rechenkünste,
Die feig verständigen, blutleeren, lahmen,
Die heute sich geborgt des Geistes Namen!
Noch lebt manch Weib, dem ihr euch beugt mit Fug,
Wie Freya schön, wie eine Wala klug
Und wie Frau Holda fleißig, keusch und rein —
Sie laßt im Kampfe euch Walküren sein!
Sie mögen eure Söhne wieder lehren
Arbeit und Kampf statt lüsternem Begehren
Und Töchter ziehen, stark in Zucht und Glauben
Statt eitler Pfauen und verbuhlter Tauben!
Und Zius Schwert noch tragt ihr in der Scheide —
Heraus mit ihm, den Rost weg, daß es schneide

Und richte, tilge, sühne, hart und recht
Und mit dem Eisen heile ein Geschlecht,
Dem linde Arzenei nicht helfen mag! —
Trotz! Auf und durch! Am End noch kommt der Tag,
Da Balder kehrt in Reinheit, Kraft und Licht
Wie Lenzessonnenpracht aus Winternächten —
Zur Hel dann fahren sie, die heut euch ächten,
Und wieder richtet man ein recht Gericht
Im Lande, drin bewährte Leute wohnen
Und aufrecht stehn vor heimischer Götter Thronen!
Trotz! Auf und durch! Nicht klagen sollt ihr mehr!
Walvaters Rune deutet: Wiederkehr!"

So sprach die Wala. Blendend brach ein Strahl
Der Wintersonnwendsonne durch die Zweige,
Ein trotzig Dröhnen donnerte zu Tal,
Getröstet zog ich heim die Waldessteige.

Den Verstockten.

Wenn ihr nicht wollt, daß eure Götzen fallen,
Wenn ihr nicht hört, wie hohl ihr Schädel klingt —
Wohlan, umlagert ihre Tempelhallen,
Schwingt eure Weihrauchfässer, johlt und springt!
Vergeudet eure besten Manneskräfte
In ihres Dienstes zuchtlos eklem Spiel,
Berauschet euch durch schnöde Schlummersäfte —
Doch wisset eins: noch jeder Götze fiel!

Glaubt ihr, das Börsenkalb, der Baal der Presse,
Der Bildungsmoloch werden fester stehn
Als andre, die gesunken in die Esse
Des Schicksals, um in Asche zu verwehn?
Wollt oder nicht! Noch alle Götzen brachen
Vor eines neuen Gottes Herrscherblick —
Nur hütet euch, daß nicht ihr Trümmerkrachen
Dereinst euch selbst zerschmettre das Genick!

Im kleinen Städtchen.

Das ganze Städtchen ist heut auf den Beinen
Bei nächtlicher Weil vor dem Tore drauß:
Ein prächtiges Feuerwerk ehrt heut einen
Aus länderlosem durchlauchtigem Haus.

Man hat schon acht Tage davon gesprochen,
Wieviel er koste, der kindische Spaß,
Nun steht man sich draußen lahm die Knochen
Und jubelt und klatscht ohn' Unterlaß.

Ich höre von ferne das Knattern und Rollen
Und hör' auf der leeren Gasse vorbei
Einen armen Teufel fluchen und grollen,
Ob das des Himmels Gerechtigkeit sei?

„Dort fliegen die Batzen gen Himmel in Funken,
Mir pfändet man morgen die Kuh aus dem Stall!"
Ah bah! Der Kerl ist natürlich betrunken,
Man betrinkt sich ja leicht in solchem Fall!

Und drüben das Fenster von meiner alten
Tauben Frau Nachbarin hat Licht,
Ich seh' überm Buch sie die Hände falten,
Sie murmelt und betet und rührt sich nicht.

Und dort — hallo! Dort schlagen die Flammen
Aus gestern gefüllter Scheune hervor!
Löscht, löscht! Sonst brennt euch das Städtchen zusammen!
Jetzt rennen sie schreiend herein durch das Tor.

Löscht, löscht! — Kein Wasser! — Wo sind denn die Spritzen?
Schon brennt ja selber das Spritzenhaus! —
Reißt nieder! — Schon züngeln der Lohe Spitzen
Am Kirchturm hinauf und zum Schloßdach hinaus!

Längst brennt die Fabrik! — Und die Schule! — Laßt brennen!
Bis morgen abend ist alles vorbei!
Dann werdet ihr fragen mit Heulen und Flennen,
Woher denn das Feuer gekommen sei?

Vom Feuerwerk flog ein verirrter Funken! —
Nein, in der Fabrik hat's zuerst gebrannt! —
Nein, der Kerl hat das Feuer gelegt, der betrunken
Die Gasse auf und niedergerannt!

So gnade der Himmel dem armen Wichte!
Und fragt ihr wieder nach der Moral?
's war nur ein Kapitelchen Weltgeschichte —
Vielleicht erlebt ihr's zum zweitenmal.

Der Herr Kommerzienrat.

I.

Was hat er nicht schon für die Stadt getan,
Was hat er für die Armen nicht gegeben!
In jeder Liste steht er obenan,
Dem öffentlichen Wohle gilt sein Streben.
Drum sitzt er jetzt, wie billig, auch im Rat
Und hilft der Stadtgemeinde Schicksal lenken —
Ein schwierig Amt! Es fordert in der Tat
Nur Männer, die ans allgemeine Beste denken,
Die niemals auf den eignen Vorteil sehn,
Die auf den Höhen unserer Bildung stehn,
Freisinnig, unabhängig, aufgeklärt,
Durch sich'res Urteil jederzeit bewährt,
Gelt' es Gemeinde, Kirche oder Staat —
Kurz, Männer wie der Herr Kommerzienrat!
Natürlich können solchem Mann die Neider
Und die Verleumder unterm Volk nicht fehlen,
Es gibt sogar noch Finsterlinge leider,
Die — schändlich! Doch was hilft's, die Schmach zu hehlen? —
Die an des Mannes Nase Anstoß nehmen,
An seinem Deutsch zu mäkeln sich nicht schämen,

Wenn er in offner Sitzung weise spricht,
Als Delegierter für den Unterricht
Bei einer Prüfung sich ein passend Wort
Gestattet an die Schüler — und so fort!
Was Wunder, wenn der Neid sich weiter wagt,
Wenn manchmal einer hämisch zischelnd fragt,
Mit was der edle Mann zuerst gehandelt,
Eh' ihm die Taufe Rock und Sinn gewandelt
Vor vielen Jahren? — Welche Gründung dann
Ihn über Nacht geprägt zum reichen Mann?
Und welcher Art wohl die Geschäfte seien,
Die jetzt der Börsenallgewaltige treibe?
Pfui, Schande über solche Hetzereien!
Man glaubt nicht, daß man Achtzehnhundert schreibe
Und so und soviel! — Pfui doch, still davon!
Nur niedre Seelen können also fragen!
Der Edle schweigt dazu und hat als Lohn
Den Dank der Stadt noch in den spätesten Tagen.

II.

Mit starrem Blick, mit fiebernder Stirn
Vor seinen Zahlen sitzt ein Mann,
Er rechnet und rechnet mit hämmerndem Hirn,
Er schließt die Augen dann und wann,
Er muß sie wieder öffnen und sehn:
Da stehn die Zahlen, es ist geschehn,
Es ist aus und vorbei!

„Es ist aus! Kein Pfennig bleibt mir mehr!
Ihr Armen, Armen, Weib und Kind!
Das Vermögen verloren, verloren die Ehr'!
Wie war ich doch so töricht blind!
Was hab' ich auf dies Unternehmen gebaut,
Wie hab' ich dem Ehrenmann vertraut,
Dem Kommerzienrat!

Ihm bleibt der Gewinn, mir bleibt die Schmach,
Die Kugel oder der Bettelstab!
So ist's, und es kräht kein Hahn darnach,
Man zuckt die Achseln an meinem Grab —
O ihr Armen, Armen, Weib und Kind! —
Man sagt: so geht's, was war er so blind!
Das ist das Geschäft!"

Und er rechnet wieder und noch einmal:
Da stehn die Zahlen, wie sie stehn!
Ihm zuckt im Aug' ein irrer Strahl —
Zu Grunde gehn, zu Grunde gehn!
Er lehnt sich taumelnd an die Wand,
Er greift nach der Wand mit tastender Hand —
Dann kracht ein Schuß.

Eine Nacht verging, ein Tag verrann,
Dann schloß sich still ein einsam Grab.

Zur selben Zeit ein Ehrenmann
Geht im Gemache auf und ab:
„Fast tut er mir leid, der arme Tor!
Was war er nicht schlauer? Was kann ich davor?
Das ist das Geschäft!“

III.

Winterdämm'rung spinnt um trübe Scheiben,
Weiße Flocken wirr vorübertreiben.
Sieh' das Mädchen an dem Fenster lehnen,
Jungfrau eben, siebzehn Sommer alt,
Schlank und voll die herrliche Gestalt,
Trübe Augen aber ohne Tränen,
Stolze Züge aber blasse Wangen —
Fünfzehn Monde sind dahingegangen,
Seit die Scholle fiel an jenem Grabe,
Seit sie lassen mußten Haus und Habe,
Mutter, Tochter und die beiden Kleinen —
Nebenan dort liegen sie im Schlummer,
Hungernd eingeschlafen, müd vom Weinen;
Abgezehrt von Krankheit und von Kummer
Liegt die Mutter hier auf ihrem Bette.
Eh' die Krankheit kam mit neuer Not,
Flogen noch die Nadeln um die Wette,
Schafften dürftig aber ehrlich Brot;
Jetzt vermag allein der Tochter Ringen
Nicht einmal den Hunger mehr zu zwingen,

Und der Arzt hat für der Mutter Leben
Nur die eine Hoffnung noch gegeben
Auf des Südens Luft, die milde, warme —
Achselzuckend ging er dann davon,
Und sein Hoffnungswort, es klang wie Hohn,
Denn des Südens Luft ist nicht für Arme.
Und das Mädchen starrt in düstrem Schweigen
Durch die Scheiben in den Flockenreigen,
Ihre Lippen zucken wie im Grimme —
Und sie hört sie wieder, jene Stimme,
Die ihr dreimal Hilfe angetragen,
Daß der Mutter Leben sie erhalte
Für die Brüder; eine glatte, kalte
Stimme ist's, sie hört sie wieder sagen:
„Gibt's ein Opfer, das zu groß erschiene
Für die Kindes- und Geschwisterliebe?
Weißt du sonst ein Mittel, das dir bliebe?
Nimm es leichter, laß die strenge Miene!
Eine kleine Gunst nur sollst du geben —
Manche tat's und lebt in Ehren weiter —
Hörst es ja, es gilt der Mutter Leben!
Blickt ihr Auge wieder frisch und heiter,
Werden wieder rot der Brüder Wangen,
Wirst auch du vergessen, was vergangen.
Sei getrost, kein Mensch wird es erfahren,
Auch die Mutter kann nichts Arges denken,
Wenn ein Ehrenmann, vor wenig Jahren
Der Geschäftsfreund ihres seligen Gatten,

Ihr ein Sümmchen will — — man sagt nicht: schenken!
Leihen vielmehr — alten Dank erstatten!
Sei nicht töricht, Kind, bedenke alles!
Andre Hilfe gibt es keinenfalles,
Greif' nach dieser, aber ohne Zaudern!"
Übern Leib des Mädchens geht ein Schaudern,
Härter geht ihr Atem. Draußen dunkeln
Giebel, Gassen; die Laternen funkeln,
Flocken wirbeln in des Sturms Gebraus —
Lange starrt das Mädchen noch hinaus,
Scheu verhüllt dann schleicht sie aus dem Haus.

IV.

Die Mutter kam gesund aus fernem Land,
Die Tochter saß daheim in Not und Schand.

Dann ging sie einmal fort mit schwankem Gang,
Man suchte sie umsonst — weiß nicht, wie lang.

Zum Rathaus schritt wie sonst ein Ehrenmann,
Ein Jüngling hielt ihn auf der Straße an,

Hieß ihn mit lauter Stimme „Hund" und „Wicht"
Und spie ihn an und schlug ihm ins Gesicht.

Die Stadt durchlief nur Ein Entrüstungsschrei
Ob dieses Jünglings roher Buberei.

Zwar sprach man in der Mißvergnügten Kreis
Von dem und dem, doch fehlte der Beweis.

Und selbstverständlich nach Gesetz und Recht
Büßt hart der Jüngling, wes er sich erfrecht.

Den schwergekränkten edeln Ehrenmann
Wählt man aufs neue in den Rat sodann.

Er hat so viel ja für die Stadt getan,
Zahlt man für Arme, steht er obenan.

Und gilt's Gemeinde, Kirche oder Staat,
Ein wichtiger Mann ist der Kommerzienrat.

Auf dem Gletscher.

Hier wird mir warm, in dieser klaren Kühle,
Hier wallt mein Herz, in dieser starren Welt!
Wo blieb der Krampf, der drunten im Gewühle
Mit ehernem Reif die Brust umschlossen hält?
Wie leuchtet es aus diesen blauen Spalten,
Wie haucht es frisch aus diesem eisigen Tor,
Welch' Leben quillt aus dieser toten, kalten,
Wildwirren Trümmereinsamkeit hervor!

Was herbe Wucht ist und was stille Größe,
Verlernt hat's jenes Volk, das drunten lärmt,
Und zeigt sich die Natur in wilder Blöße,
So schaudern sie und haben ausgeschwärmt.
Den Kehricht sammeln und den Schmutz bestaunen,
Heißt ihnen Wissenschaft und Poesie —
Was unterm Eis die Gletscherbäche raunen,
Vernehmen ihre stumpfen Ohren nie.

Der Gletscher wechselt jährlich seine Falten,
Doch seine Massen rücken stetig fort;
Kaum siehst du seine schneeverwehten Spalten,
Doch jählings geht es in die Tiefe dort:
So rückt das Schicksal in der mächtigen Höhe —
Ihr merkt es erst, wenn's euer Tal erreicht!
Indessen hüpft ihr, wie die Gletscherflöhe
Durch Schuttmoränen, flott und federleicht.

Hinweg! Was packst du wieder mich im Nacken,
Du dumpfer Traum der blinden, blöden Zeit?
Dort oben flammt es um die Felsenzacken,
Herniederweht ein Hauch der Ewigkeit!
In dieser Kühle schließen sich die Wunden,
Vor dieser Größe weitet sich der Blick —
Hier will ich einsam sein und will gesunden
Und gramvergessen preisen das Geschick!

Zeitgenossen im Tiergarten.

Tanzmusik. Die Bestien murren,
Löwen brüllen, Tiger knurren,
Keck dazwischen Eselsschrei,
Arras plärrt und Papagei;
Faul im Zwinger liegt der Bär,
Fesselknackend, plump und schwer
Trabt das Renntier hin und her;
Feig und gierig fletscht die Zähne,
Klemmt den Schwanz ein die Hyäne;
Wie die Affen sich gebärden,
Kann's doch nur der Aff' auf Erden;
Die Kamele käuen wieder,
Wichtig steift sein Storchgefieder,
Schier gelehrt der Marabu,
Possig hüpft das Känguruh,
Scheu und kopflos bockt das Gnu;
Fräßige Möven wimmern kläglich,
Doch im Saupark grunzt's behäglich
Und der Schuhu schnarcht dazu.

Adler mit zerstoßenen Fängen
Will das Eisengitter sprengen,
Aber blutend stürzt er nieder.
Straffgespannt die schlanken Glieder

Steht der Edelhirsch und wittert,
Von den neuen Zwölferstangen
Letzte Fetzen Bastes hangen,
Doch die Flanke keucht und zittert.

Fütterung. Mit glühendem Blick
Springt das Raubtier. — Tanzmusik!

Epistel.

An Richard.

Du kennst sie genau, jene kitzlichen Herrn, die keinen Tadel ertragen
Und, lobst du sie nicht mit Haut und mit Haar, gleich kratzen und beißen und schlagen!
Schmähbriefe schreibt dir hausknechtgrob die süßeste lyrische Flöte,
Weil deine Kritik sie nicht gestellt sofort neben Schiller und Goethe;
Und tadelst du gar, was das jüngste Genie in schlechten Romanen verbrochen,
Gebärdet er sich, als schlüg' er zu Brei dir sämtliche Rippen und Knochen.

So sind sie! — Nun ja, man hört ja gern ein Lob, wenn
der Lober nicht schlecht ist,
Doch les' ich den Tadel ebensogern, dafern nur der Tadel
gerecht ist;
Und niemals noch verlor ich ein Wort, was mir an
Kritiken zu teil ward,
Still sorgt' ich dafür, daß beides mir, das Lob und der
Tadel zum Heil ward.
Auch ödes Gewäsch schulmeisternden Volks, ich hab' es
ruhig belächelt
Und sänftlich mir mit dem Zeitungswisch die glatte
Stirne gefächelt.
Jüngst aber geschah's, da schlug mir heiß aus Wangen
und Stirne die Glut aus,
Da brach ich für mich im stillen Gemach in helle gallige
Wut aus,
Ohrfeigen hätt' ich verabreicht gern dem ungewaschnen
Gesellen,
Der im Handumdrehn mir abgetan ein Bändchen meiner
Novellen.
Nicht daß ich just, das weißt du wohl, in diese Novellen
verliebt war,
Obwohl ihre Form sorgfältig gefeilt, ihr Inhalt redlich
gesiebt war,
Auch stak vielleicht in der kleinsten mehr poetische Kraft
und Gestaltung
Als im längsten Roman, zu Berlin geschmiert für des
Ungeschmacks Unterhaltung;

Doch hatten sie auch ihre Fehler wohl: wer diese mir ehrlich gezeigt hätt',
Dem hätt' ich gedankt und nicht verlangt, daß er eitel Lob mir gegeigt hätt'.
Nun kommt mir gestelzt ein muffiger Kerl, der selber Geschichten geschrieben,
Wie Reisende sie mit lüsternem Blick zu kaufen am Bahnhof lieben —
Auch solches Geschmeiß kritisiert ja heut, und nicht nur in Winkelblättern,
Gar manches Blatt, das für vornehm gilt, besoldet die kläglichsten Vettern —
Zwar ist durch frecher Fliegen Gesums kein tüchtiger Mann beschollten,
Doch hat ja noch stets beim Publikum, was irgend gedruckt ist, gegolten!
Und kurzum, ich will von solch einem Wicht getadelt nicht noch gelobt sein
Und keinenfalls so plump und so dumm und so hochmütig verklobt sein!
Vernimm, er beginnt mit Herablassung: „Des Autors fleißige Feder —"
Zum Donner, da steigt mir die Galle gleich! So tönt die Posaune von Leder,
Die weitum bläst das Schriftstellervolk, das weder Talent noch Geist hat,
Doch Handwerksfleiß und Betriebsamkeit und ein großes Maul allermeist hat!

Was sonst der Poet der Muse verdankt, verdanken sie alles dem Fleiße,
Und was ihm glüht in Herz und Hirn, das haben sie alles im Steiße!
Was Phantasie? Gemüt? Geschmack? Sitzleder ist alles, ihr Lieben —
Ich schreibe, du schreibest, er schreibt, sie schreibt, wir schreiben, wir haben geschrieben!
Ich bin nicht fleißig! Verbitte mir sehr dies Wort, wie bei euch es gemeint ist,
Drin schimpfliches Lob und verhaltener Neid und das Pfuscherbekenntnis vereint ist!
Wohl kenn' ich den Fleiß, der nicht rastet und ruht, ein Kunstwerk völlig zu runden,
Zu gießen rein in gediegenes Wort, was tief geschaut und empfunden;
Doch ein anderes ist der Geschäftsbetrieb in euren schmier'gen Butiken,
Das Rädergesurr, Treibriemengeläuf', der Schandlärm eurer Fabriken!
Wie versteht ihr den Markt und seid bei der Hand, ihn zeitig und stark zu befahren,
Wie haltet ihr stets gefällig bereit nach der Käufer Geschmacke die Waren!
Sind sie billig und schlecht, was verschlägt es euch? Den Vorteil bringt ja die Masse!
So seid ihr beliebt und seid gesucht und glänzend bestellt ist die Kasse.

Was einer allein nicht fertig bringt, das muß gelingen der Firma,
Geschäftsverbindungen knüpfen sich schnell von Berlin über Schilda bis Birma.
Und das Tamtam dröhnt, die Trompete gellt, hoch prangt in riesigen Lettern,
In schreienden Farben straßenweit die Firma „Scribler und Vettern",
Nicht Spalten allein, gleich Seiten füllt die fette Geschäftsreklame,
Und das Weitre besorgt die bestellte Kritik, die gefällige Halbweltdame.
So gedeiht die Fabrik und bleibt im Gang, so hat man immer zu schaffen,
Das ist das Geschäft, das nennen sie Fleiß, die flotthinsudelnden Laffen!
Drum gilt mir's für Schmach, wenn von diesem Gezücht ich fleißig werde geheißen,
Drum konnt' ich den Grimm bei dem ersten Wort jener Sudelkritik nicht verbeißen.
Was sie weiter enthielt? Es verlohnt sich nicht, sich wieder darauf zu besinnen,
Es stand ganz genau das Gegenteil von allem, was wahr ist, darinnen:
Verlogen das Lob und der Tadel erst recht, und beides von oben herab so,
Als stünde vor ihm, das Heft in der Hand, ein aufsatzliefernder Knab' so;

Und er selber schreibt einen Stil dabei wie ein polnischer Jude auf Reisen,
Und das Schönste noch: es läßt sich klar aus jeglichem Satze beweisen,
Daß Herr X. gar nicht gelesen mein Buch — natürlich, der Mann ist ja fleißig
Und schreibt Kritiken an einem Tag zum mindesten zwanzig bis dreißig!
Und wir wissen es längst, der Kritiker braucht ein Buch nur von außen zu sehen,
Vom Inhalt braucht er zu lesen nichts, noch weniger was zu verstehen,
Auch liefert gar oft hübsch fertig schon die ganze Kritik der Verlag ihm,
Und ein anderesmal nimmt freundlich ab der Verfasser selber die Plag' ihm;
Für den äußersten Fall hat man immer bereit ein Dutzend verschmierte Schablonen,
Und weil man das Ziel beim Schießen nicht sieht, verknallt man blinde Patronen —
Der Lärm genügt und das Publikum ist wie das Papier geduldig,
Wenn es gläubig liest und gedankenlos — ist etwa der Kritiker schuldig?
So gewinnt man Zeit und nützt sie mit Fleiß, die Zeit, die dem Fleißigen Geld ist,
Und gilt in der Welt als Teufelskerl, der zu Haus auf jeglichem Feld ist!

— Genug davon und übergenug! Es sollte dergleichen Gelichter
Berühren nicht einmal mit dem Stock, geschweige mit Versen der Dichter!
Und er tät' es auch nicht und richtete nie auf das Pack die Geschosse der Dichtung,
Wär' der Tröpfigste nicht ein Herold noch der zeitbeherrschenden Richtung.
Und es darf der Poet, wenn die Zeit es verlangt, auch einmal greifen zum Besen
Und fegen hinein in den Schriftstellerstall, der lang nicht gemistet gewesen;
Dann geht er davon und badet sich rein im heiligen Strom der Begeist'rung
Und übertönt der Getroff'nen Geschrei mit goldener Saiten Bemeist'rung.

Seefahrt.

Im Jahr des Heils 1890.

Steig nicht ins Dampfschiff, Freund, hier in Luzern!
Zur Sommerszeit nicht, wenn von nah und fern,
Was Geld hat, nach den Alpen kommt gekrabbelt
Und schiebt und quackt und schwirrt und hetzt und zappelt,
Freudlos geschäftig in der Reisefron,
Lord, Lady, Schulze, Müller, Levy, Cohn,
Madame und Monsieur in gediegenem Alter,
Kommerzienrat und Kameralverwalter,
Kravattenprächtig dort der Handlungsdiener
Und alles besser wissend der Berliner!
Mir graust, wenn diese schleimig fetten Schnecken
Allüberall an dem Gebirge lecken.
Und fliehst du zu der Jungfrau höchstem Gipfel,
Weht dir entgegen noch ein Schleierzipfel
Der Fexerei, der blöden Reisewut.
Zurück nach Zürich! Dort ist's noch still und gut —
Zwar nicht am Quai, wo ganz dieselben Affen
Wie in Luzern des Herrgotts Welt begaffen;
Doch weiß ich dort manch quelldurchrauschte Schlucht
Im stillen Bergwald, manche heimische Bucht
Am blauen See, die Bädeker nicht kennt,
Manch Wirtshaus auch, das dir kein Murray nennt,

In kühler Zunfthausstube manchen Wein —
Kehr um, komm mit, du sollst zufrieden sein!

„Nur sachte!“ sprach der Freund und schob gemächlich
Den alten Filz von einem Ohr aufs andre.
„Das Reisefieber ist mir nebensächlich,
Wenn ich auf meine Art die Welt durchwandre;
Mit dem Kulturvolk hab' ich abgeschlossen,
Das macht mir weder Ärger mehr noch Spaß!
Du siehst's noch immer zwischen Lieb' und Haß,
Heut hoffnungsfreudig, morgen schwer verdrossen,
Und weißt noch nicht, daß übermorgen schon
Der Teufel alles holt, mein lieber Sohn!
Vor eurem Zürich die höchste Achtung zwar!
Ich probte eure Weine voriges Jahr,
Die Schmiedstub' kenn' ich und ihr alt Getäfer,
Wie seine Rinde kennt der Borkenkäfer.
Doch heuer — nein, mein Freund, komm du mit mir
Trotz Lord und Cohn und Mosje! Solch Getier
Ist uns zu oft schon übern Weg gekrochen.
Das läßt den Urirotstock ungebrochen
Und krümmt des Bristen straffe Linie nicht
Und raubt dem Urnersee kein Fünkchen Licht!
Den Rigi freilich lassen wir beiseit':
Dort macht sich das Geziefer gar zu breit!
Der ganze Berg zeigt wie ein alter Käs sich,
Wurmwegdurchzogen, flüssig, milbenfräßig.

Den Gotthard aber lieb' ich doppelt nur,
Seit unten durch das Loch saust die Kultur,
Und nicht Berlin noch Juda schafft mir Weh
Im Morgengrauen am Lucendrosee."

In Gottes Namen! — Und wir steigen ein,
Nicht ohne Knurren ich. Im Frühlichtschein
Dampft noch der See; verheißend hängt die Wolke
Um des Pilatus felsenzackige Stirn;
Zur Rechten da und dort erglänzt ein Firn —
Das Schiffsdeck wimmelt von verschlafenem Volke,
Von Koffern, drauf in schreiend bunten Zetteln
Wirtshäuser aller Welt um Zuspruch betteln,
Von Schirmen, Mänteln, Augengläsern, Tüchern,
Seltsam geformten Mützen, Reisebüchern;
Die Brille, der blitzblanke Alpenstock,
Sie passen zum gebauschten Damenrock,
Und neben einem Jüngling, blond und fad,
Lehnt hier an Bord ein hohes Strampelrad.

Hol' euch - -! „Geduld! Nur hier nicht Menschen suchen!
Es gibt noch andre Gründe, um zu fluchen."
Nun ja denn! Doch warum den ersten Platz?
„Es ist bequemer hier, mein lieber Schatz!
Zu strengem Fußmarsch bin ich stets bereit —
Im Fahren lieb' ich mir Bequemlichkeit.
Du schämst dich doch wohl nicht an meinem Hut?
Alt ist er schon, doch mir getreu und gut,

Auch ward er dieses Frühjahr neu gewaschen.
So setz dich doch! — Ah, die zwei Reisetaschen?
Die schieben wir beiseit' mit Seelenruh.
Die dicke Dame dort schaut grimmig zu?
Macht nichts! Mit rücksichtslosen Reiseflegeln
Verkehr' ich stets nach ihren eignen Regeln.
So, Freund! und jetzt den Blick ins Lichte, Weite!
Das Schiff geht ab."

— Mir aber saß zur Seite
Ein feiner Herr im hellen Überrock,
Mit schwerem goldnem Knopf am festen Stock,
Mit wohlgepflegtem grauem Backenbart,
Die Augen klug und klein, die Züge hart,
Jedoch ein freundlich Lächeln um den Mund;
Kurzbeinig neben ihm und kugelrund,
Viel Gold am Finger und am Augenglase,
Ein Männlein mit geschwungener Börsennase.
Sie sprachen laut, sie ließen sich nicht stören;
Ich aber mußte diese Weisheit hören:
„Das Höchste ist der Fortschritt der Kultur,
Und auf dem Kapital beruht er nur. —
Was ist die Neuzeit ohne Industrie?
Nehmt sie hinweg, so ist der Mensch ein Vieh. —
Die Eisenindustrie zu allermeist
Ist dieser Zeit wahrhaftiger heiliger Geist. —
Der Mensch ist nicht mehr Staub und Erdenwurm:
Des zum Beweise steht der Eiffelturm. —
Nur eines dürfen wir uns nicht verhehlen:

Bedenklich wird es, wenn die Kohlen fehlen. —
Auch ist es noch zur Zeit ein Übelstand,
Daß man die Kohle gräbt mit Menschenhand. —
Wo Hände sind, ist immer auch ein Magen,
Und wo ein Magen ist, gibt's öfters Klagen. —
Arbeiterklagen find' ich immer störend,
Und Forderungen gar sind mir empörend. —
Nun ja, die Leute wollen freilich essen,
Nur sollen den Respekt sie nicht vergessen! —
Im Grunde sind die besten unter ihnen
Nichts andres als lebendige Maschinen — —"

Maschinen, Herr? — red' ich den Grauen an.
„So sagt' ich, Bester. Stört Sie das etwan?"
Maschinen, Herr? Bei Gott, die Neunzigtausend,
Die an den Kohlengruben feiernd stehen,
Dem Hunger trotzig in das Auge sehen,
Sind das Maschinen, welche spindelsausend
Sich wie ein schwirrend Baumwollzwirnrad drehen?
„Was sonst? Maschinen sind im Grund wir alle!"
Wer das behauptet, ist's in jedem Falle!
„Die Wissenschaft beweist's!" — Die Wissenschaft?
„Ja wohl, mein Herr! Sofern aus Stoff und Kraft,
Aus Kraft und Stoff — —" „Versteht sich: Kraft und Stoff!"

Echo't der Dicke mit den Zappelbeinen;
Und von des Grauen glatter Lippe troff
Mir eiligst der Beweis, daß ich noch keinen

Versprengten Funken Wissenschaft geschaut,
Indes er trefflich jenen Kohl verdaut,
Den er dereinst am Wege aufgelesen,
Als „Kraft und Stoff" das Modewort gewesen.
Vom „Kampf ums Dasein" sprach der Mann sogar,
Von „Zuchtwahl" und „Vererbung" — alles klar!
„Und somit," schloß er mit vergnügten Mienen,
„Da seh'n Sie, Herr, wir alle sind Maschinen!"
— Und wie Maschinen mögt ihr weiter surren,
So lang noch eurer Weisheit Schmieröl träuft,
Ein hirnlos Tagewerk herunterschnurren,
So lang der glatt endlose Riemen läuft!
Nur zu, nur zu! Macht alles zur Maschine,
Die ganze vielgepriesʼne Weltkultur!
Die Wissenschaft sei Motor, Kunst: Turbine,
Der Genius: ein Zahn im Kammrad nur,
Der Menschenseele Sehnsucht: Schraubenwindung,
Gewissen: flottes Sicherheitsventil —
Und alles Gegenstand fürs Börsenspiel
Und patentiert als neueste Erfindung!
Nur zu, nur zu! Und heizt die Kessel tüchtig!
Es hält ja immer noch ein gutes Weilchen —
Ein scharfes Ohr zuweilen hört ein flüchtig,
Verdächtig Ächzen der Maschinenteilchen
Wie Menschenstöhnen oder Bestienknurren —
Nur zu, nur zu! Laßt's ruhig weiterschnurren!
Ein Angstnarr ist, wer von Gefahren schwatzt;
Ihr werdet ihm das Gegenteil beweisen,

Bis sich ein Schräubchen löst, ein Kessel platzt,
Dann — nun dann gibt es wieder altes Eisen!
Ihr Diener, meine Herrn!
— Ich sprang im Zorne
Vom Sitz empor und lief im Schiff nach vorne
Zum zweiten Platz. Mir folgt der Freund bedächtig
Und lächelnd klopft er mir die Schulter: „Prächtig!
Die Kerle sprachen wie ein Buch! Und du
Nicht minder! — Aber still! Hier höre zu!"
Den Pfaffen da? — Ein hübscher, eleganter,
Fast weltlich angetaner, wortgewandter,
Gab einem ländlich derben, der erbost
Und grämlich in die Welt sah, diesen Trost:
„Herr Bruder, nicht verzagt! Der Weizen steht
In schönster Blüte auf dem Kirchenacker.
Das Unkraut, das der Böse drein gesät,
Gedeiht indes fürs ewige Feuer wacker.
Was wir verflucht, das ist und bleibt verflucht,
Und jetzt schon greift's ein Blinder mit den Händen,
Wie sich die Völker wieder zu uns wenden,
Nachdem sie ohne uns ihr Heil versucht.
Recht gottlos lieb' ich mir die Weltkultur,
Das füllt der heiligen Kirche Schafstall nur;
An halber Wissenschaft verdorbne Mägen,
Die sind für uns ein wahrer Gottessegen.
Aufklärung ist vom Teufel, doch nicht ganz:
Sehr dienlich ist uns ihre Toleranz!
Auch Freiheit nützt: die Völker werden schwierig,

Dann greift nach unsrer Hand die Staatsmacht gierig.
Des Mammons Häufung zwar ist überhaupt
Vom Übel und der Kirche nur erlaubt;
Doch wenn die Massen irgendwo verarmen,
Dann sind sie reif für christliches Erbarmen.
Für Not und Armut, Krankheit, Sünd' und Laster
Bei uns nur gibt es Arzenei und Pflaster —
Im Stillen glauben's alle, Hoch und Nieder!
Geh's, wie es will, uns braucht man immer wieder.
Der Kirche Fels steht fest in Ewigkeit,
An ihm zerschellt das Narrenschiff der Zeit!"

Da haben wir's! — „Still," spricht der Freund,
„nur hören!
Willst du dich wieder ohne Not empören?
Das Meer zerwäscht wohl auch ein Felsenriff,
Und mancher segelt selbst im Narrenschiff,
Der's niemals glaubt! Stör' diese Heiligen nicht;
Dort höre zu, was jener Biedre spricht
Im Arbeitskittel mit der klugen Brille!
Sechs andre horchen in andächtiger Stille
Auf ein erlösend Evangelium."
Ich sah mich nach dem jungen Heiland um —
Er sprach ganz laut und ließ sich gar nicht stören.
Ich aber konnte diese Weisheit hören:
„Wähnt ihr vielleicht, wir kämpfen nur ums Brot
Und unser Banner sei die Lebensnot?

Die Not war nur der Weckuhr Kasselschlag,
Als noch die Arbeitswelt im Schlafe lag.
Jetzt sind wir wach und sorgen nicht bescheiden
Um Essen, Trinken, Wohnen und Sichkleiden,
Ein bißchen Schulsack, alten Weisheitsrost,
Gewissensruhe oder Herzenstrost,
Arzt, Apotheke, sorgenfreies Alter —
Wer leiert noch in diesem blöden Psalter!
Das dient als Köder für die Einfalt noch;
Wir aber brechen jetzt der Menschheit Joch,
Als Welterlöser von ureigener Sendung
Sind wir der Freiheit Anfang und Vollendung,
Und unser glührot Banner ist der Haß!
Der Liebe dünnes Fähnlein ist zu blaß!
Wir wollen nichts mehr von Versöhnung hören,
Wir wollen hassen, hassen und zerstören!
— Wähnt ihr, wir wollen anders nur erwerben
Als unsre Väter, anders sammeln, erben,
Ein neu Gesetz der Arbeit nur uns schaffen,
Im Lebenskampf uns schleifen bessre Waffen?
Schulmeister, wer an diesem Knochen nagt
Und sich in lahmer Mühsal weiterplagt!
Kennt ihr noch nicht der Menschheit schlimmsten Fluch?
Verzeichnet steht er noch in keinem Buch,
In unsrer Brust nur frißt er wie ein Geier,
Wer ihn nicht spürt, wird nimmermehr ein Freier!
Und dieser Fluch heißt: Grenze, Unterschied!
Gleich ist an unsrem Körper jedes Glied:

Brauch' ich das Auge, in die Welt zu schauen,
So brauch' ich meinen Magen, zu verdauen;
Brauch' ich das Hirn, Gedanken auszuschwitzen,
So brauch' ich meinen Werken, um zu sitzen.
Eins ist so not wie's andre - Stoff und Kraft
Ist alles, also lehrt die Wissenschaft!
Und Grenzen gibt es nicht in der Natur;
Entwicklung, Übergang ist alles nur!
So lehrt die Wissenschaft — potz Sakrament,
Ein dummer Tropf, wer das nicht weiß und kennt!
Ein Hund, wer sich zu unterscheiden wagt
Von dir, von mir, wer über andre ragt
Um eines Haares Breite! — Könnt ihr's fassen,
Warum wir hassen, was wir hassen, hassen?
Wir hassen alles, was nach oben geht,
Was überm allgemeinen Durchschnitt steht!
Und also lautet das Erlösungslied:
O Menschheit, schaff' ihn ab, den Unterschied!
Dein Freiheitsideal ist dann erreicht,
Wenn einer wie ein Floh dem andern gleicht.
Dann schlingt um alle sich ein Bruderband,
Dann zieht sich grenzenlos von Land zu Land,
Dem Urschlamm auf dem Meeresboden gleich
Das große soziale Zukunftreich!
— Wie, lacht dort einer? Da ist nichts zu lachen!
Ihr Freunde, das sind bitterernste Sachen!
Mit unserm Ideal ist nicht zu spaßen:
Wir stehen da als breite, drohende Massen.

Schnell reift die Zeit, sie reift für die Gewalt,
Und das erklär' ich rund und kurz und kalt:
Uns täuscht nicht sogenannter Freundschaft List,
Und wider uns ist, wer nicht mit uns ist!
Geht's einmal los, so wird nicht lang gefackelt,
Und jeder Kopf, der uns zu hoch ist, wackelt."

Er sprach's, und hinter seiner Brille zuckte
Ein Strahl von Wahnsinn. Doch nicht einer muckte
Von seinen Hörern; wie ein brandig Glimmen
Ging's über ihre stumpfen Züge hin;
Sie nickten grinsend, stierten blöd auf ihn
Und raunten weiter mit gedämpften Stimmen.
Mir aber sprach der Freund vergnügt ins Ohr:
„Das hat doch Schlag! So stellt's doch etwas vor!
Da steht das Stroh der Theorie im Saft,
Die wissen, wie man Paradiese schafft!
Zwar ist's dieselbe Weisheit Satz für Satz
Wie bei dem Grauen auf dem ersten Platz,
Nur wird sie auf dem zweiten Platz gepredigt,
Wo man der engen Handschuh' sich entledigt.
Das ist die radikale Pferdekur
Für Gicht und Hühneraugen der Kultur!"
Ich sah ihn traurig an, er aber lachte:
„Nimm's nicht zu tragisch, Freund! Heut fährt's noch sachte,
Und bricht das Donnerwetter morgen los,
So reinigt's die vermufften Lüfte bloß;

Was stehen kann, bleibt stehn —" Weißt du's gewiß?
Schon manches, was ein Sturm zu Boden riß,
War saftig Holz, grün Laub und goldne Frucht — —
„Hast du die Äpfel gründlich untersucht?
Wurmäßig sind sie oft mit roten Backen:
Steh' du nur fest und laß die Äste knacken!
— Halt, was gibt's noch?"
Beim Zukunftsheiland stand
Ein Herrlein, das Notizbuch in der Hand,
Der Schule zweifellos entlaufen kaum,
Auf üppiger Lippe leichten Schnurrbarts Flaum,
Die Augen matt, doch frech und ausgeschämt,
Den Mund mit selbstbewußtem Spott verbrämt,
Das Röckchen elegant, die Wäsche schmutzig,
Die Haltung schlampig, doch das Hütchen trutzig;
Und sein Notizbuch schwang der junge Held
Als wie ein Siegspanier im Schlachtenfeld.
Der Gleichheitprediger aber fauchte grimmig
Und seine Jünger murrten bärenstimmig:
„Lump, Spitzel, Schnüffelnase, Hetzspion!"
So klang's im überzeugten Märt'rerton;
„Ins Wasser mit dem Kerl! Ersäuft das Vieh!"
Rasch tritt mein Freund hinzu: „Erlauben Sie!
Der Jüngling scheint politisch ungefährlich,
Ein Spitzel, werte Herren, ist er schwerlich;
Vielmehr —" „Was denn?" so heischt der grimme Chor.
Da richtet sich der Jüngling stolz empor
Und mit entschiedner Handbewegung spricht er:

„Was denn? Vernimm es, Volk: ich bin der Dichter!"
Die Wilden lachen, lassen ab vom Streite,
Schnell zieht der Freund den Herrlichen beiseite,
„Gerettet!" spricht er mit pathetischem Ton
Und flüstert mir ins Ohr: „Nicht lachen, Sohn!"
Der Jüngling aber wirft sich in die Brust:
„Der Dichter, ja, der von dem tollen Wust
Der Phantasie die Poesie entkettet
Und sie aufs Feld der Wirklichkeit gerettet.
Dies nämlich so: — Ich bitte, nur zu hören
Und mich durch Fragen keiner Art zu stören!
Um zu verstehn die neue Poesie,
Bedarf's der Kenntnis ihrer Theorie;
Sie ist des Dichters Weihe, seine Kraft
Und alle echte Kunst ist: Wissenschaft.
Im Anfang war die richtige Theorie.
Die Theorie bin ich. Nun hören Sie!
Die Phantasie hat lang genug getaumelt
Und mit den Füßen in der Luft gebaumelt;
Dem Unfug hab' ich nun ein End' gemacht
Und alle Phantasie hinausgebracht,
Auch jeden Funken von Begeisterung.
Die einzige Muse heißt Beobachtung.
Der wahre Dichterrausch ist Nüchternheit
Und im Notizbuch weht der Geist der Zeit.
Aufgabe ist: das Leben, das da ist,
Die Laus im Pelz, den Gärungspilz im Mist
Genau und mikroskopisch abzuschildern

Und keinen Schmutz und keinen Stank zu mildern.
Die Wahrheit ist des Dichters höchster Zweck:
Wahrheit liegt nicht im Wein, sie liegt im Dreck.
Ein Schmutzfink ist ja selber die Natur;
So schreit' ich keck auf ihrer heiligen Spur,
Ganz nackt wie sie, unschuldigschamloskeusch,
Nur weniger einfach und mit mehr Geräusch;
Ich schreie, lärme, brülle, schimpfe, tobe
Und nähre mich von saftigem Eigenlobe
Und stoße, was noch hängt am alten Brauch,
Mit meinem Ellenbogen vor den Bauch.
Das zahme Alter hat nicht Saft noch Kraft;
Ich bin noch jung und folglich jungenhaft.
Des Dichters Hauptorgan ist seine Lunge,
Der Menschheit Blüte ist der Großstadtjunge.
Denn in der Großstadt ganz allein gedeiht
Der Geist, die Kraft, die Poesie der Zeit.
Dort lernt der Junge die Natur verstehn
Und ohne Phantasie das Leben sehn,
Dort tut er ab das Sehnen und das Schmachten:
Dort lernt das Weib er kennen und verachten;
Dort weht um ihn in kohlendunstiger Luft
Des sozialen Elends feinster Duft;
Dort wässert zeitig ihm nach dem das Maul,
Was wurmig ist und überreif und faul,
Und als ästhetisches Grundprinzip der Zeit
Erkennt er bald: brutale Häßlichkeit.
Dort wächst der Dichter. Dort bin ich gewachsen

Und ließ dahinten alle Schönheitsfaxen.
Was dort ich sah, beschreib' ich treu und drastisch,
Erbarmungslos langweilig — auch bombastisch,
Denn seit die Phantasie geräumt den Platz,
Ist mir der Schwulst höchst schätzbar als Ersatz.
Von selbst versteht sich, daß ich Prosa schreibe
Und niemals Versezüchterei betreibe:
Der Mann der neuen Dichtung ist der Mann,
Der keine Verse macht, weil er's nicht kann.
Und mein Erfolg: nie sah ich Augen leuchten
Ob meiner Dichtung, nie ein Aug' sich feuchten;
Mein Leser glotzt, wie man ins Leben glotzt,
Das nun einmal von Ekelhaftem strotzt —
Das ist genug. Was macht's, wenn einer höhnt,
Der sich des alten Quarks noch nicht entwöhnt?
Was frag' ich nach dem Phantasiegelichter?
Ich bin es doch, ich erst, ich bin der Dichter!
Was frag' ich nach der Rührung Tränenbächen?
Mein hoher Ruhm ist: wahr bis zum Erbrechen."

Das Schiff bog in die See von Uri ein,
Herüber glänzte dort der Mythenstein,
Drauf Schillers goldner Name leuchtend steht.
Verächtlich grinste unser Erzpoet
Und hub schon an, umständlich zu beweisen,
Daß Schiller gar kein Dichter dürfe heißen.
Da in den Lüften plötzlich welch Gestöhn!
Und von den Bergen welch ein dumpf Gedröhn!

Graugrün der See — hallo, das ist der Föhn!
Der pfeift vom Gotthard her sein Schelmenlied,
Daß jäh zum Tanz des Sees Wellen springen;
Das Schiff tanzt mit — das gibt ein gröblich Schwingen!
Und auf dem Schiff tanzt ohne Unterschied,
Was nicht mit Niet und Nagel festgemacht;
Das fegt die faule Alpenbummlerpracht,
Fegt Pfaff um Pfaff zerknittert unter Deck,
Der Welterlöser schlottert bleich vor Schreck,
Und elend hingequetscht am Schiffsbord steht
Wahrhaftig am Erbrechen der Poet.

Die Sonne aber strahlt am Himmel weiter
Und alle Firne stehen blank und heiter;
Vom Mythenstein, wellenschaumbespritzt,
Noch immer Schillers goldner Name blitzt,
Und durch den Wald am Rütli jauchzt der Föhn.

Mein edler Freund spricht ruhig: „So ist's schön!"
Dann schwingt er johlend seinen alten Hut —
Ein Windstoß, und den Filz verschlingt die Flut.

Das Lied vom Federvieh.

Ein Narrenlied nach bekannter Melodie.

Das Federvieh, so heißt das Ziefer,
Das immer in der Tinte sitzt,
Mit vorgeschobnem Unterkiefer
Nach Tinte lechzt und Tinte spritzt;
Des Abends spät, des Morgens früh
Schleckt Tinte dieses Federvieh —
Fa- Fi- Fa- Federvieh,
Das Federvieh!

Es wachsen ihm die Federkiele
In allen Farben wunderbar,
Mit langem oder kurzem Stiele,
Zumeist mit einem schlechten zwar;
Mit Ypsilon oder auch mit J
Schreibt seinen Stiel das Federvieh —
Fa- Fi- Fa- Federvieh,
Das Federvieh!

Die einen werden fett und mastig,
Die andern bleiben dürr allzeit;
Die einen haben's gern morastig
Die andern lieben Reinlichkeit.

Doch jeder ist ein Weltsgenie,
Dran zweifelt nie kein Federvieh —
Fa- Fi- Fa- Federvieh,
Kein Federvieh!

Es gibt ganz kolossale Viecher,
Verehrt als Götzen weit und breit,
Und andre, die kein Seelenriecher
Entdeckt in ihrer Winzigkeit;
Den Markt jedoch beherrscht, und wie!
Allein das Durchschnittsfedervieh —
Fa- Fi- Fa- Federvieh,
Ja Federvieh!

Es hat die weiteste Verbreitung
Die Journalistenspezies;
Was Gottes Zorn erschuf als Zeitung,
Auf jeden Fall versteht sie es:
Mit Clichés oder ohne sie
Macht alles dieses Federvieh —
Fa- Fi- Fa- Federvieh,
Ja Federvieh!

Die einen schwingen große Scheren,
Die andern martern ihren Kopf,
Hier brummen Rezensentenbären,
Dort säuselt ein Reklametropf,

Dazwischen schreibt gar Poesie
Ein unbewußtes Federvieh —
Fa- Fi- Fa- Federvieh,
Ja Federvieh!

Real- Ide- Naturalisten
Und zwanzig andre Isten gibt's;
Man produziert auf Lieferfristen
Und fort und fort zu misten gibt's:
Ökonomie und Industrie
Vereinigt schön das Federvieh —
Fa- Fi- Fa- Federvieh,
Das Federvieh!

Die größre Viecherzahl auf Erden
War bisher männlichen Geschlechts —
Das muß bald gründlich anders werden,
Denn vorher wird es doch nichts Rechts!
Dann geht nach andrer Melodie
Das ganze Lied vom Federvieh —
Fa- Fi- Fa- Federvieh,
Vom Federvieh!

Wenn dann die Welt zur Sündenstrafe
Die große Tintensintflut trifft
Und drüberhin der stille, brave
Analphabete Noah schifft:

Dann rettet er mit Sorg' und Müh'
Doch auch ein Pärlein Federvieh —
Fa- Fi- Fa- Federvieh,
Ja Federvieh!

Und wenn die Tintenflut verlaufen
Und nur der Satz noch stehen bleibt,
Begibt der Noah sich ans Saufen,
Das Pärlein aber sitzt und schreibt —
Und dann entsteht, man weiß nicht wie,
Das neue Zukunftsfedervieh —
Fa- Fi- Fa- Federvieh,
O Federvieh!

Den Freunden.

Was die Welt mir verweigert, ich hab' es niemals
Gierig begehrt. Es gar zu erschleichen
Mit den schlechten Kniffen der Tagesknechte,
War mir, als müßt' ich muffige Metzen
Herzen und küssen.
Nun höret, Freunde:
Wenn ihr mit frischem Grün mich erfreu'n wollt,
Laßt mir den Lorbeer vom Haupte! Er haftet
Nicht auf der Stirne. Nächtige Stürme
Zausen ihn weg, und widriges Zischen
Neidischer Wichte vernichtet die wenigen
Blätter, die blieben.
Am ewigen Ambos
Handiger Arbeit hämmr' ich noch immer,
Breche mit Sorgen mein saures Brot,
Trage mein Teil und trotze dem Tag.
Und gelingt mir in einsamer Werkstattarbeit
Ein leuchtendes Werk von Erz oder Gold,
Das gelten dürfte und dauern sollte,
Und stell' ich es hin in heiliger Stille:
Wer will's in der Welt, wer achtet es ernsthaft?
Sie haben ja Pfuscher wie Herden in Pförchen,
Einer drängt den andern, die eifrigsten dreh'n sich
Wie Hämmel, den Dippel im dusligen Hirn

Um die eigene Achse und blähen sich blökend —
Und der neueste Simpel nennt's Poesie.
Wer will da ein Werk, gereift und gerundet?
Wer weiß es zu werten und kauft es beim Künstler,
Dem der Tag nicht den Ruhm gab oder der Tod?
Kaum freut sich ein Freund und staunt eine Stunde
Und geht und vergißt es. —
Laßt mir den Lorbeer!
Soll er mir werden, so sinkt er unwelklich,
Langsam, von selbst, sicher und leicht
Auf den schlechten Block, den Rosengeflecht
Vergrasten Grabes blühend umschlingt —
Dort lieg' ich dann längst.
Habt ihr schon heut
Die Lust nach Kränzen, so langt mir das krause
Epheugerank von der rissigen alten
Eibe dort her auf dem ausgeholzten,
Längst verlass'nen, verkümmerten Kirchhof.
Draus flechtet uns Kränze und krönet flüchtig
Hängende Haare und glänzende Glatzen
Und fasset die Becher und ballet die Fäuste
Und lachet und zürnet und pfeifet den Lumpen
Und Pfuschern und Zagen ein Liedlein dazu!
Da bin ich dabei. — Dann wieder ans Werk,
Bis die Hand mir erstarrt und der Hammer still
Ausklingt am summenden Ambos.

An Bismarcks Totenlager.

Da liegt er, langgestreckt
Aufs letzte Lager, der Gewaltige —
Die Rechte geballt — eine weiße Rose
Ruht in der Linken. — Ein Atmen geht
Weit durch die Welt.
Inseln im Ozean, Berge unterm Gleicher,
Auf seinen Namen getauft,
Glimmen im Frühlicht und schauern —
Weit durch die Welt
Tönt's: er ist tot!

Keine Tränen jetzt! Trockne, Deutscher,
Trockne das Auge!
Dein ist die Welt, wenn du willst!
— Hinter des Fürsten Totenlager
Reißt der schwere schwarze Verhang,
Teilt sich die Wand, und des Sachsenwaldes
Sausende Wipfel wehen auseinander —
Unermeßlich öffnet sich's:
Brandende Meere um prächtige Küsten,
Schnelle Schiffe mit schäumendem Bug,
Ebnen und Berge und eilende Ströme,
Strotzende Ernten, Eisen und Dampf —
Und der deutsche Adler über dem allem

Fliegt mit den Flaggen.
— Aber zu Häupten des Toten halten,
Sichtbar jedem sehenden Auge,
Zwei Gewappnete Totenwacht:
Ernst in Eisen der eine,
Blank die Klinge — nur leise klirrt sie,
Und in feuerflammenden Zeichen
Steht auf dem Stahle: Arbeit und Kraft!
Ganz in lauteres Gold gerüstet,
Leuchtenden Adlerhelm auf dem Haupt
Lehnt an unscheinbarer Standarte
Reinen Auges der andre,
Und die Standarte, faltenlos,
Zeigt die Worte: Gewissen und Zucht!

Trockne die Träne, Deutscher!
Dein ist der Tote und dein die Welt —
Dein, wenn du willst!
Aus trübem Traum, aus Armut und Elend
Hat er in furchtbarem Sturm dich geführt —
Schreite nun zu, ohne Schrecken und Zagen,
Gradaus, wohin die Fahne fliegt!
Zeig, daß du lebst!
— Leise zieht
Hinter des Fürsten Totenlager
Der schwarze Verhang sich wieder zusammen.
Draußen die Wipfel des Sachsenwaldes
Rauschen sanft — ein Sonnenstreifen

Dringt durch die Türe, trifft des Toten
Friedvoll ernstes Angesicht —
Es ist, als rege sich leicht
Des Gewaltigen Rechte,
Und in der welken Linken
Leuchtet und duftet die weiße Rose.

Zwei Lieder von Christian De Wet.

I.

Englischer Soldatenbrief.

Es geht nicht und zieht nicht und rückt nicht vom Fleck —
Der Teufel besiege die Buren!
Wir marschieren durch Fluß, durch Gestein und durch Dreck
Und über verödete Fluren
Und finden in hundert Tagen kein Bett —
Der verdammte Christian De Wet!

Wir verbrennen die Farmen und jagen hinaus
Ins Elend die Weiber und Kinder,
Bald deckt auf viel Meilen kein Dach mehr ein Haus,
Gibt's nirgends mehr Ochsen und Rinder —
Ja, wenn es nur was geholfen hätt'!
Der verdammte Christian De Wet!

An der Eisenbahn kleben wir wie gebannt:
Zehn Meilen seitwärts getrollt,
So kommt der schwarze Christian gerannt
Und nimmt sich, was fährt und was rollt,
Und wir finden nur noch die Unglücksstätt' —
Der verdammte Christian De Wet!

Heut glaubten wir: jetzt haben wir dich!
Stand hielt er, umgangen schon,
Der Kugelregen war fürchterlich —
Gestürmt jetzt! — da war er davon,
Als ob ihn der Boden verschlungen hätt',
Der verdammte Christian De Wet!

Und morgen steht er hinter uns dicht —
Bum, bum, da stehst und da liegst! —
Schilt, liebe Frau, aber mich nur nicht,
Wenn du meine Briefe nicht kriegst,
Schilt lieber, und fehlt ein ganzes Paket,
Den verdammten Christian De Wet!

Im übrigen geht's uns erbärmlich schlecht,
Verhungert, verdurstet, verlaust!
Heim, heim! — so wär's einem jeden recht,
's ist ein Krieg, daß dem Teufel graust!
Und er findet kein Ende — was gilt die Wett'?
Der verdammte Christian De Wet!

II.

Bis die Kinder Männer sind!

Da steht er in seinem Lager am Vaal,
Der herrliche Christian De Wet!
Ein Ruhetag war heut einmal —
Dumpf rauscht der Fluß durch sein Bett.
Auf die Büchsen gelehnt steh'n die Burger ringsum,
Die weder biegen noch brechen.
Nun winkt De Wet, und alles wird stumm —
De Wet beginnt zu sprechen:
„Brüder, wann es enden soll,
Wer vermag's zu sagen?
Bis dem Herrn das Maß ist voll,
Müssen wir schlagen, schlagen!
Fechten, wenn es Gott so will,
Bis die Kinder Männer sind,
Bis verzehrt das letzte Rind,
Bis der letzte Hauch steht still!
Wenn die Kinder Männer sind
Sollen sie frei sein wie die Alten!
Brüder, treu und festgehalten!
Was wir fechten, Gott wird's walten,
Bis der letzte Schuß verschossen
Und das letzte Blut geflossen,
Bis die Kinder Männer sind!"

So sprach er in seinem Lager am Vaal,
Der herrliche Christian De Wet.
Drunten im letzten Sonnenstrahl
Durchgrollten die Wellen ihr Bett.
Weitum kein Gras mehr und kein Halm!
Doch ein alter Bur beginnt den Psalm:

„So ziehn wir denn ermutigt fort
In fest Vertrauen auf Sein Wort;
Mag auch der Weg sehr mühsam sein,
Das End' wird sicher selig sein!"

Der Psalm verklingt, und fest und still
Geht jeder zu seinem Pferd.
„Aufgesattelt! So lang's Gott will,
Es geht um Freiheit und Herd!"
Nun stäuben sie fort, und alles ist leer,
Als ob sie der Vaal verschlungen hätt' —
So führt sein letztes Burenheer
Der herrliche Christian De Wet.

Der Buren Übergabe.

Sie reiten daher, Reih' um Reih',
Harthufige Roſſe, ſchweigende Reiter.
Herunter vom Roß, abgelegt
Gewehr und Patronengürtel,
Die ganze Wehr zu des feindlichen Führers
Ruhigem Fuß. Aufgeſeſſen,
Abgeritten. So iſt's geſcheh'n.

Und ſchlägt kein Blitz und ſchläft überm Blauen
Der Bibelgott, auf den wir gebaut?
Und regt ſich kein Volk und rührt ſich kein Fürſt?
Und muß dumpfgrimmig der Deutſche ſelbſt
Machtlos grollend die Schande ſchauen,
Wie man Herren verknechtet und Kaffern frei macht —?
Freßt euern Kummer und hofft auf die Knaben!
Seid harte Männer! — Sie preſſen die Schenkel
An der Gäule Rippen und reiten raſcher.

Nicht beſiegt und doch Knechte! Und die Knaben,
wo ſind ſie?
Zu Tauſenden tot. — Weiter, heim!
Wo ſind wir daheim? Hohläugig ſehen
Aus hölliſchen Lagern unſere ſiechen Weiber

Zur Stätte uns reiten, wo Trümmer trauern,
Wo einst unsre Farm stand. — Fest und still!
Beißt die Zähne zusammen: bauen und säen
Heißt's jetzt abermals — England hilft!

Hohngelächter — hört ihr's dort hinten?
Lacht der alte Pieter? So laßt ihn lachen!
Zum Lachen ist alles — England lacht,
Daß es gellt übers Meer, daß die gaukelnden Möven
Still halten und horchen. — Geschrieben steht's:
Euer Glück ist verbrieft und versiegelt von England!
Nun traut den Verträgen, verbrieft und versiegelt,
Seid untertan dem hochherzigen England,
Werdet zahm wie der Kaffer und zieht mit dem Kaffern
An demselben Strick vor dem prächtigen Wagen
Britischer Weltmacht! — Der Pieter lacht.

Sie reiten weiter. — Rollt eine Träne
In die struppige Mähne des strauchelnden Rosses?
Weiter, weiter! Geschehn ist Geschehn. —

Aber immer wieder den langen Weg hin
Schüttelt sich vor Lachen der alte Pieter
Und peitscht seine schiefrige, bockende Mähre
Und murrt in den Bart: „Und die Ehre, England?"

Wenn ein Volk aufwacht —

Wenn ein Volk aufwacht und das Schlafes Blei
Im Zorn von den Wimpern schüttelt,
Wenn sein Morgengesang wird Kriegsgeschrei,
Schlachtsturm an den Fenstern rüttelt —
Wenn es aufspringt dann
Wie ein einziger Mann,
Mit dem Atem zerbläst seiner Schwäche Bann
Und vor seine Tür tritt schwertbereit:
Ist große Zeit!

Aus der Zukunft Nacht, ein flimmernder Stern,
Leuchtet der Völkerfriede —
Die Sehnsucht mag ihn grüßen von fern
Und feiern in heiligem Liede.
Doch, fordert der Tag
Den Stoß und den Schlag:
Sei gepriesen das Schwert, dem der Feind erlag,
Sei dem Krieg und dem Siege der Sang geweiht,
Der großen Zeit!

Wo das Herzblut fließt, wo Knochen und Mark
Schüttern in wilder Bewegung,
Wo siedendes Hirn, gefaßt und stark,
Bändigt die eig'ne Erregung;

Wo das Letzte gewagt,
Wo keiner zagt,
Wenn der Trauermarsch um die Toten klagt,
Wo des Schmerzes Größe den Schmerz befreit:
Ist große Zeit!

Auch das Größte geht hin. — Kleinschattig und eng
Keuchen die minderen Jahre.
Der Enkel genießt. In Müh' und Gedräng
Ergrauen den Siegern die Haare.
Arbeit und Pein,
Nüchtern und klein,
Will getan und verwirkt und gelitten sein,
Und grau übersliegt Vergessenheit
Eine große Zeit.

Doch wenn es sich jährt und Erinnrung erwacht,
Großschreitend der blutige Reigen
Aus den Gräbern herauf, in der Winternacht
Aufsteigt, seine Wunden zu zeigen:
Dann, ihr Herzen all,
Gebt Widerhall,
Dann mit Glockengeläut und Trompetenschall
Erbrause der Sang durch die Lüfte weit
Von der großen Zeit!

IV.

Vom Lebensmittag.

Sonnenwende.

Das ist die allerklarste Nacht,
Die sich am schnellsten endet.
Schenk voll das Glas, doch mit Bedacht!
Noch einmal sei die Nacht durchwacht,
Eh' sich die Sonne wendet!

Bei Edelwein und Lindenduft
Streu Rosen in die Winde!
Hörst du die Stimmen in der Luft?
Hörst du, was aus der Ferne ruft:
Geschwinde, nur geschwinde!

Trink aus, schenk ein! Halt fest das Glas,
Verschütte keinen Tropfen!
Schon trieft der Tau von Blatt und Gras,
Dein Aug ist naß — um was, um was?
Die schnellen Pulse klopfen.

Dort trabt ein Roß — vernahmst du's nicht?
Wer mag dort drüben reiten?
Preß nicht das Glas! Gib acht, es bricht!
Am Walde huscht ein Dämmerlicht
Und blasse Schatten schreiten.

Summst du die alte Melodei
Der Wonnen und des Leides? —
Mehr Leid als Lust? — Es sei, es sei:
Die schönste Zeit ist doch vorbei,
Und einmal endet beides.

Schenk nochmals ein! Der Tag erwacht —
Was weißt du, wie er endet?
Schlürf aus die Neige mit Bedacht!
Das ist die allerklarste Nacht,
Drin sich die Sonne wendet.

Dichterschule.

Ja, Seele, alle Qual und alle Not
Des Lebens mußt du in dir selbst erleben,
Willst du des echten Trostes Himmelsbrot
Den müdgequälten andern Seelen geben.
Auf deinen Wegen, die du irrend gehst,
Muß Unkraut wuchern, muß es lichtlos nachten,
Damit du ganz der andern Not verstehst,
Die ohne Licht und Brot am Weg verschmachten.
Dem Schimmer nur aus Gottes heitern Tagen,
Der oft verheißend in dein Dunkel fällt,
Dem schreite nach, gradaus und ohne Zagen:
Er wird zum Glanz noch, der dir alles hellt!
Dir wird die Finsternis zu Lichtmeerfluten,
Der Stein am Wege wird zum süßen Brot,
Und segensprühend quellen Lebensgluten
Der kalten Welt aus deiner Qual und Not.

Lieder aus der Enge.

I.

Der Wald wird dunkler und das Feld wird gelber,
Die Blumen bleichen und die Vögel schweigen,
Der Straßen Staub hängt an den schlaffen Zweigen:
Hochsommer ist's — Hochsommer in mir selber.

Schon tauchen aus den Wipfeln welke Blätter,
Es lechzt der Boden, den die Hitze sengte,
Matt schleicht der Bach, des Bette sich verengte,
Ich schleiche mit — und warte auf ein Wetter.

II.

Der Falke, den sie in der Jugend fingen,
In ihrem Garten in den Käfig setzten,
Das Gitter schlug er lange mit den Schwingen,
Am Ende ließ er ruhen die zerfetzten.

Das Futter, das sie ihm durchs Gitter schoben,
Das tote Aas hat er verachtet lange,
Der Hunger zwang ihn endlich, es zu proben,
Nun holt er's täglich sich auf seine Stange.

III.

Nirgend mehr ein Sonnenſchein,
Alles grau und ſtill,
Kaum ein Blatt noch rauſcht darein,
Das zur Erde will.

Kühle Luft und müde Ruh.
Alles geht ſo hin,
Langſam, klaglos, immerzu —
Ich ſo mittendrin.

Freudenarm und leidesſatt
Iſt mein Herz und ſtill —
Nur zuweilen rauſcht ein Blatt,
Das zur Erde will.

IV.

Herz, trag noch eine Weile
Das Elend, das dich drückt!
Die Weile wird zur Eile,
Der Zeiger rückt und rückt.

Die Stunden gehn, die Tage —
Frag' nicht, wohin, wie lang?
Mit jedem Glockenſchlage
Beſchleunigt ſich ihr Gang.

Ein Lied zuweilen spendet
Dein Gott dir in die Qual —
Und was sich niemals wendet,
Das endet sich einmal.

V.

Mir wächst der tiefste Friede
Nur aus der tiefsten Not,
Es drängt mich nur zum Liede
Der Schmerzen Aufgebot.

Mir ging noch keine Sonne
Als nur aus Nebeln auf,
Ich rang um jede Wonne,
Die Hand am Schwertesknauf.

Ich sog nur durch das Gitter
Die Luft der Freiheit ein,
Nur aus versprengtem Splitter
Kenn' ich des Demants Schein.

Die Welt und ihre Weiten,
Ich sah sie nur im Traum —
Muß mir wohl einst erstreiten
Selbst für mein Grab den Raum.

Phalăna.

I.

Für die Sonne bin ich geschaffen,
Für den ewigen Nebel nicht,
Für den Kampf mit blitzenden Waffen,
Nicht für des Schleppsacks Gewicht.

Was rühmst du, es finde jeder
Im Staate den rechten Platz —?
Auf den Bergen gedeiht die Zeder,
Nicht unter Kartoffeln, Schatz!

Und glaubt ihr, mich zu kennen,
Was spannt ihr mich in den Zug?
Laßt mich als Roß doch rennen!
Ihr habt ja Ochsen genug.

II.

Ich trag' es ja, mein Tagelöhnerlos
Wie du, der dort im Straßenschotter klopft,
Ich hacke ja und schaufle ja drauf los,
Daß von der Stirne kalter Schweiß mir tropft!

Wir legen Röhren in den harten Grund
Und leiten weithin das ersehnte Licht —
Doch bei dem Feste, wenn des Saales Rund
Von Lichtern strahlt, sieht man uns beide nicht.

III.

Die Freuden scheiden,
So scheiden die Leiden.
Buntes Spielzeug bricht
In harter Manneshand;
Was der Gram mit sich selber spricht,
Verhallt an der Kerkerwand.
Ihr habt mir mein Leben verengt, vergittert,
Jede Lust gelähmt, jedes Leid verbittert —
Doch bin ich noch nicht so leibesschwach
Auf dem Stroh zu liegen mit Weh und Ach:
Es macht mir noch Spaß, die Ketten zu schütteln
Und an den Eisenstäben zu rütteln.

IV.

Steigst du endlich, mattes Licht,
Endlich aus den Schattentiefen,
Da die Augen schon entschliefen,
Welche tränenübertaut
Lange nach dir ausgeschaut? —
Warum kamst du früher nicht?
Steigst du endlich, spätes Licht?

V.

Wenn ich Abschied nehme, will ich leise gehn,
Keine Hand mehr drücken, nimmer rückwärts sehn.

In dem lauten Saale denkt mir keiner nach,
Dankt mir keine Seele, was die meine sprach.

Morgendämm'rung weht mir draußen um das Haupt,
Und sie kommt, die Sonne, der ich doch geglaubt.

Lärmt bei euren Lampen und vergeßt mich schnell!
Lösche, meine Lampe! — Bald ist alles hell.

Ein Blatt.

Es rauscht in stiller Nacht ein Blatt
Vom Baum vor'm Fenster dürr und matt,
Mein Ohr vernimmt's im halben Traum,
Ich acht' es kaum.

So war's oft, wenn mir müd und krank
Ein welkes Glück zu Boden sank,
Ich merkt' es so in stiller Nacht,
Nahm's kaum in acht.

La casa dei morti.

(St. Gotthard.)

Die Morgennebel eilen übern Paß,
Die nackten Felsen sind vom Taue naß.
Ein grau Gemäuer ragt am Wegesrand,
Das Haus der Toten ward es einst genannt.

Wer hier in Schnee und Eis zu Tod erstarrt,
In diesem Hause hat er still geharrt,
Bis Schnee und Eis erlöst zu Tale rann —
Dann ging's zu Grabe mit dem starren Mann.

Dir, Haus der Toten, übergeb' ich heut
Die Freuden all', dran ich mich ausgefreut,
Ein jedes Glück, das mir zu früh verstarb,
Was mir in dieser kalten Welt verdarb.

Es merkt's kein Mensch, was ich in deine Hut
Jetzt still befehle, was hier sicher ruht;
Selbst an das Grab gibst du's nicht mehr heraus —
Die Sonne kommt! Leb' wohl, mein Totenhaus!

Am Lucendrosee.

Laß stehn die Blume und das karge Moos,
Komm, schau mit mir in dieser Tiefe Schoß!
Sie ist so tief als hoch der schneeige Firn,
Der in dem Wasser spiegelt seine Stirn.

Der Himmel, der von droben niederblaut,
Sieh, wie er auch von drunten wiederschaut,
Und wie der Fels, der schroff zur Höhe steigt,
Sich straffgeschwungen nach der Tiefe neigt.

Du fragst, je länger daß du schaust hinein:
Was ist hier Wahrheit, was ist lichter Schein?
Wo ist die Grenze, wo der Ufersaum?
Du siehst nur Einen grenzenlosen Raum.

Und alles Form und Farbe, Bild und Licht,
In Einem Bild das ganze Weltgedicht,
Drin Schein und Wahrheit ungeschieden sind — —
Nun suche wieder Moos und Blumen, Kind!

Nur ein Schein —

Nur ein Schein ist's, nur ein Klang,
Was die Luft durchirrt, durchzittert,
Daß die müde Seele lang,
Eh' er da, den Frühling wittert.

Nur ein Klang ist's, nur ein Schein,
Was dir fehlt, wenn er gekommen —
Hast du's in des Winters Pein
Sehnend dir vorweggenommen?

Ostergruß.

Frühling kam das Tal herunter,
Klopft im Dorf an jedes Haus,
Schlendert bei den Linden munter
Übern Kirchensteig hinaus.

Wo der Holder an der Mauer
Seine ersten Knospen weckt,
Schaut er in des Kirchhofs Trauer,
Der mit jungem Grün sich deckt;

Wandelt zwischen Grab und Grab hin,
Streift die moosigen Kreuze sacht,
Legt den duftigen Blütenstab hin
Auf das Bett, das jüngst gemacht;

Lehnt am Stamm der alten Weide,
Der ein Sturm die Krone brach,
Singt ein Lied des Siegs dem Leide,
Wind und Lerchen singen's nach:

Stille Gräber, enge Grüfte,
Totenbetten, klein und schmal,
Atmet Leben, hauchet Düfte,
Sauget Tau und Sonnenstrahl!

Müder Glieder süße Ruhe
Wirkt geheime neue Kraft;
Dunkle Wiege, morsche Truhe
Sammelt frischen Trieb und Saft.

Über Gräbern, über Grüften
Wandelt alles Lebens Fuß,
Aber oben in den Lüften
Weht ein Auferstehungsgruß.

Über Gräber vorwärts, weiter!
Scholle trocknet, Staub verfliegt —
Aug' in Tränen, Seele heiter!
Tod ist Tausch! Das Leben siegt.

Frühlingsabend.

Die Abendlichter füllen
Den Wald mit zitterndem Glast,
Gesprengte Knospenhüllen
Rieseln von jedem Ast.

Die Föhrenstämme entzünden
Nun erst die leuchtendste Pracht,
Doch drüben in Schluchten und Gründen
Schleicht schon und lauert die Nacht.

Bald löscht sie die letzten Flammen
Mit fester, kühler Hand
Und streift die Asche zusammen
Mit dem blauen Schattengewand.

Dann rinnt an Halden und Hängen
Der Regen über den Hag,
Doch die Knospen treiben und drängen
Entgegen dem kommenden Tag.

Sommermittag.

Am wolkenlosen Sommermittag
Schlummert das blühende Ährenfeld,
Von Blumen durchleuchtet,
Die sonnegesättigt
Farbige Kronen neigen.
Kein Laut auf den schmalen Pfaden,
Selbst die Lerche ruht
Sangesmüde
Überm Nest in versteckter Furche.
Des Himmels Wärme
Senkt sich segenschwer,
Ein flimmernd Gewebe nieder,
Und die Erde atmet
Nährende Düfte.
Nur sachte zuweilen
In leichten Wellen
Wandelt ein Windhauch über die Ähren,
Zartgoldenen Blütenstaub lösend,
Und durch die Halme haucht
Kaum hörbares Klingen —
Die Blumen nicken,
Als ob sie's hörten,
Und schlummern weiter.

Im guten Jahr.

In vollen Kellern braust der Wein,
Der Weinberg draußen steht in Schweigen,
Es trinkt der müde Sonnenschein
Der falben Blätter trübe Neigen.

Dort schallt die Axt, ein dürrer Baum
Fällt mählich unter ihren Streichen,
Indes am stillen Waldessaum
Des Herbstes letzte Blumen bleichen.

Im Hohlweg bei den Pappeln streift
Ein armes Weib das Laub vom Raine —
Was hat der Sommer ihr gereift
Von all der Frucht, von all dem Weine?

Von allem nichts. — Und mir? — Vorbei!
Ein frostig Wehen kommt vom Walde
Und langsam überfliegt ein Weih
Die leergewordne Weinberghalde.

Weihnacht.

Es steigen vieltausend Sterne
Aus weltenweiter Ferne
Herunter in dieser Nacht,
Sie leuchten durch Dämmer und Dunkel
Aus Kinderaugengefunkel
In unverstandener Pracht.

Es tauschen vieltausend Bäume
Des Waldes hohe Räume
Für niedres Menschendach,
Sie stehen in Duft und Flimmer
Und löschen nach kurzem Schimmer
Und welken allgemach.

Es glauben vieltausend Herzen
Bei Gaben und bei Kerzen
An Frieden und an Glück
Und kehren nach kurzen Stunden
Mit brennenden alten Wunden
In Kampf und Leid zurück.

Schlummerlied.

Senke die Augen, die dunkeln, tiefen,
Störe die Schmerzen, die kaum entschliefen,
Störe sie nimmer in ihrer Ruh!
Senke die Augen und lausche leise:
Eine milde tröstende Weise
Sing' ich im Dämmer des Abends dir zu.

Rinnende Stunden und eilende Tage,
Mühe am Morgen und Nächte voll Klage,
Endlich ein Schwinden, ein lindes Verwehn —
Schließe die Augen! Bald ist's geschehn.

Blumen trägt die verlassene Heide —
Einsame Seele, in göttlichem Leide
Wächsest zu heiliger Schöne du!
Senke die Augen, die dunkeln, tiefen,
Störe die Schmerzen, die kaum entschliefen,
Störe sie nimmer in ihrer Ruh!

Hilde.

I.

Vor meinem Fenster stiebt das dürre Laub,
Auf meiner Seele liegt's wie Grabesstaub.

Sie schwingt nicht mehr, sie gibt nicht Ton noch Klang,
Stumm trauert sie und kümmert mondenlang.

Dort übern Kirchhof zieht der Regenwind,
Dort in dem Grabe liegt mein süßes Kind.

's war nur ein Kind, doch seit dies Kind mir starb,
Gott weiß allein, was in mir selbst verdarb.

II.

Goldlocken um ein lieblich Angesicht,
Das klare Aug' von langer weicher Wimper
Wie Quellenblau von Sonnenstrahlengold
Am lichten Sommertage überglänzt:
Als Jüngling sah ich es in Träumen oft —
Nun stand es vor mir als mein Töchterlein!
Und wieder träumt' ich oft: zur Jungfrau war
Das holde Kind erwachsen — o wie schön!

Und o wie reich und golden aufgeschlossen,
Was früh schon aus des Kindes Aug' und Wort
Aufblitzte täglich wie verheißungsvolle
Tiefeingesenkte Nibelungenschätze!

Nun ruhn sie tiefer noch. Wer hebt sie nun
Aus Grabestiefen wieder mir empor?
Wer bringt zurück mein goldnes Töchterlein?

III.

Das weiße Kleid, das du am Fest nicht trugst,
Weil du schon krank, es sei dein Grabgewand!
Den Blumenstrauß, nach dem du oft noch frugst,
Wir legen ihn in deine kalte Hand.

Ein grünes Kränzlein in das goldne Haar,
Zwei blasse Rosen auf die starre Brust —
Verschließt den Sarg! Den Rest, der mein noch war,
Tragt ihn zu Grab, den Rest an Lebenslust!

IV.

Ich wußt es längst: dich trägt nicht lang die Erde,
Sie zieht dich bald in ihre stille Tiefe!
Mir war's schon längst, als ob sie lockt' und riefe:
Komm du herab, damit dir's heimisch werde!

Du bleibst doch fremd dort oben im Gewühle,
Wirst nie die Sprache, die sie sprechen, lernen
Und hast auch keine Flügel zu den Sternen —
Komm, Erdenkind, herab in meine Kühle!

V.

Ein Klang in der Luft, eine Blum' auf der Flur
So grad um die Erntezeit —
Und mir tropfen die Tränen wie jemals nur,
Ist's auch schon lang, schon weit.

Und rastlos such' ich deine Spur
In sonniger Einsamkeit,
Bei dem Klang in der Luft, bei der Blum' auf der Flur
So grad um die Erntezeit.

Ein andrer ich und doch dein Sohn.

Seit du hingingst, so klar und so entschieden,
Wie jeden Schritt im Leben du gegangen
Durch diese Welt, an der du nie gehangen,
Ja deren bunten Schein du streng gemieden;

Seit kampfgegürtet du und doch im Frieden
Dem Tod zum Kuß geboten Stirn und Wangen,
Schon selig ohne Bangen und Verlangen —
Seitdem ist mir der höchste Wunsch hienieden:

Ein andrer ich als du und doch dein Sohn
Möcht' ich wie du die nichtige Welt bezwingen,
Frei von dem Leben vor dem Tode schon
Mitten im Schein mich los vom Scheine ringen
Und endlich als ein reiner, klarer Ton
Mich in die ewigen Harmonieen schwingen.

Einer Toten.

Wie aus den Nebeln an dem Seegestad'
Allmählich aufsteigt klar und scharfumrissen
Das sonnbeglänzte Schloß, der laubige Park,
Indes das Schiff durch schaumbedeckte Wellen
Sich langsam näher ringt: so stieg dein Bild
Nicht schnell, doch seine Züge immer lichter
Und immer reiner zeigend vor mir auf.
Und wie es sicher jetzt mein Auge faßt,
Stiebt fallend Laub vom Parke auf die Wellen,
Und aus des Schlosses öden Fenstern grüßt
Mild aber sterbenstraurig das Vergehen:
Mein Schifflein landet — doch an einem Grab.
's gab hellere Tage einstens — o vergieb
Dem blöden Aug', das aus dem Nebel erst,
Dem Todesnebel dich herausgefunden!

Droben.

Daß droben auf den Höhen
Lenzluft und Sonne lockt,
Indes im Tal hierunten
Der dicke Nebel stockt —

Wer glaubt's, wenn seine Seele
Mit Qualm und Dämm'rung ringt?
Wer droben war, der weiß es
Und seine Seele singt.

Am Meere.

Der letzte Purpur flieht
Vom weiten Meer,
Die letzte Barke zieht
Zum Ufer her,
Der letzte Schatten weicht
Der tiefen Nacht —
Wie viel ist vollbracht,
Wie wenig erreicht!

Jesus Christus.

Von deinem Haupte sank die Strahlenkrone,
Die dich gekrönt zum ewigen Gottessohne,
Der unerschaffen ob den Welten thront;
Das Auge, das dich sucht durch alle Sterne,
Umsonst durchirrt es jene leere Ferne,
Darin das tote Dreimalheil'ge wohnt.

Auf deinem Haupte blieb die Dornenkrone,
Die man dir aufgesetzt, dem Menschensohne,
Die dich zum König der Verschmähten krönt!
Wir Geister alle, von der Welt verachtet,
Die lebenslang nach ihrem Gott geschmachtet,
Wir beugen uns vor dir und sind versöhnt.

Unsterblichkeit.

(Vor einem Marmorbilde.)

Es hängt in trunkenem Genügen
Mein Aug' an dieses Marmors Pracht,
Als flösse nur von diesen Zügen
Das Licht und ringsum wär' es Nacht;
Als ob die Seele schlafbefangen
Und nur das Aug' mir wach und frei,
Als ob mein Leben ganz zergangen
In dieses Eine Schauen sei.

Doch wie ich nun die Blicke senke,
Da stirbt das Schauen leise hin,
Und wie ich weg die Schritte lenke,
Empfind ich wieder, daß ich bin;
Und in mir steht zu neuem Leben
Das Schauen auf, so göttlich jung,
Und wächst in wunderbarem Weben
Als leuchtende Erinnerung.

Verschwistert mit den andern hebt sie
Sich über der Erscheinung Flucht,
Im Anhauch des Gedankens bebt sie,
Empfangend lebenskräftige Frucht.

Und ich, des neuen Reichtums inne,
Zu Lieb' und Kämpfen stürm' ich fort
Mit höherem Mut, mit reinerem Sinne,
Und flügelstark in Werk und Wort.

Doch mir auch kommt die Abendstille,
Da sich mein Haupt im Tode neigt,
Da Lieb' und Trotz und Wunsch und Wille,
Der mächtigste Gedanke schweigt.
Hinab! Da senkt die goldnen Lider
Der Geist der Erde ernst und sacht —
Ein Augenblick: und leuchtend wieder
Bin ich, ein Bild in ihm, erwacht.

Nun losgebunden von der Enge,
Die vorher hemmend mich umrang,
Geh' ich im seligen Gedränge
Der Geister kraftvoll meinen Gang:
Wir alle Eins im Geist der Erde,
Mitschreitend seinen Schöpferschritt,
Auf diesem Stern ein jedes „Werde!"
Wir denken's mit und rufen's mit.

Und ist auch da noch Kampf beschieden —
Wohlan! Ich suche nicht die Ruh!
Dem stillen schmerzentrückten Frieden
Reift doch nicht diese Erde zu:

In Kampf und Schmerz zu höchster Fülle
Wächst sie; dann wieder geht's hinab,
Und einst zerschellt auch ihre Hülle
Und sinkt ins weite Weltengrab.

Dann wird es eine kleine Stunde
Auch für den Geist der Erde Nacht,
Doch bald ist er im großen Bunde
Der Weltengeister neu erwacht,
Und in ihm ich! Ob Welten schwinden,
In Flammen berstend, wüst vereist:
Doch müssen immer neu sich finden
Der Geister all in Gottes Geist.

Vom Boden verschwunden.

Vom Boden verschwunden
Das alte Haus —
's ist längst ja verwunden,
Zogst lang schon hinaus!
Hast nichts mehr zu holen
Auf dieser Stelle —
Was suchst du verstohlen
Die alte Schwelle?

Was trugst du vorzeiten
Hinein, heraus! —
Die Zeiten, sie schreiten,
Verschwunden das Haus.

Es murmeln die Stunden:
Verschwunden, verwunden —
Vorwärts!

Ist es recht so?

Kommt die Magd da neulich von dem Markte,
Bringt gewechselt Geld und legt die Hand voll
Grober Nickel auf den Tisch im Zimmer,
Drin kein Mensch als nur mein unbehoster
Kleiner Bub. Der denkt: „ein lustig Spielzeug!"
Rückt sich an den Tisch sein kleines Stühlchen,
Steigt hinauf und läßt die Nickel klappern,
Rollt sie hin und her und läßt auch ein'ge
Achtlos übern Rand des Tisches tanzen;
Dann nach Kinderart des Spieles müde
Streicht er, was noch daliegt, kurz zusammen,
Schiebt es in die Tasche seines Röckchens —
Husch! hinaus zur Tür und auf die Gasse!

Kommt die Mutter bald darauf ins Zimmer,
Hausfrausorgen auf der Stirn — es will ja
Nur mit knapper Not das Geld noch reichen
Für die Notdurft! — und sie sieht der Münzen
Etliche verstreut am Boden liegen,
Sucht und fragt vergebens nach den andern —
Und der Magd wird nicht gerad ein Lobspruch.

Komm' ich selber bald darauf nach Hause,
Trüben Augs von einem Sorgengange,
Komme langsam durch die enge Gasse:
Steht mein kleiner Bub in einem Haufen

Ältrer Kinder — o ich weiß, wie herbe
Ihre Eltern um das Brot sich mühen! —
Zieht der kleine Bursch mit hellem Lachen
Stück für Stück von seinem Nickelspielzeug
Aus der Tasche, reicht es dem und jenem:
„Das kriegst du, das du" — und also weiter!
Und die andern, zwar das Geld schon kennend,
Doch noch nicht das Recht des Eigentumes,
Greifen gierig zu. Mit strenger Miene
Will ich diesen kleinen Kommunisten
Schnell das Handwerk legen. Doch da hör' ich,
Wie ein blasses Kind von sieben Jahren
Zu dem Brüderchen, das seinen Nickel
Eben sich geholt von meinem Jüngsten,
Traurig sagt: „Guck, das sind reiche Leute!
Sag' schön Dank auch! Komm, jetzt kann die Mutter
Brot uns wieder kaufen!" Und sie eilen
Rasch davon. Mein Kleiner aber schaut mich
Fröhlich an, als spräch' er: „ist es recht so?"
Auf den blonden Kopf die Hand ihm legend
Nick' ich schweigend. — War es pädagogisch,
Daß ich schwieg und nickte? — Übermorgen
Will ich wirklich drüber mich besinnen.

An den Gärten der Reichen.

An den Gärten der Reichen
Sah ich durchs Gitter —
Da schlich eine Alte
Und lachte bitter.

Sie knurrte mich an,
Das Bettelweib:
„Wenn's los geht, so geht es
Auch dir an den Leib!"

Mir, alte Hexe,
Warum denn mir?
Wofür hältst du mich? Glaubst du,
Ich wohne hier?

Weil ich Handschuh trage
Und sauberen Rock
Und ein silbernes Knöpflein
Sogar am Stock —?

Das Stöcklein, das hat mir
Ein Freund vermacht,
Wär' nicht sauber mein Röcklein,
So würd' mir's verdacht.

Ich muß anständig gehen,
Verehrte Frau Not!
Warum? Wegen der Arbeit,
Der Arbeit ums Brot.

Dumms Weiblein, was neidest
Du mir meinen Stand?
Ich schinde mein Hirn
Wie du deine Hand.

Und Sorgenbrot schmeckt mir
Gerad' so bitter — —
An den Gärten der Reichen
Seh' ich auch nur durchs Gitter.

Lebensmahl.

Reichlich hast du mir, Geschick,
Auf die große Reise
Meines Lebens Tisch gedeckt
Und mit mancher Speise.

Volle Schüsseln Sorg' und Not,
Ganze Trachten Mühe,
Und von Torheit, Leidenschaft
Manche trübe Brühe!

Guter Arbeit manches Stück,
Auch ein Schnittchen Ruhe,
Hie und da ein Leibgericht
Aus der Schönheit Truhe!

Saure Schicksalsäpfel oft
Hab' ich angebissen,
An des Denkens harter Nuß
Manchen Zahn zersplissen.

Daß nicht völlig ohne Schmuck
Meine Tafel bliebe,
Hast du in ein Glas gestellt
Auch ein Sträußchen Liebe.

Und des Leides herben Wein
Hast du nicht vergessen —
Nur der Freude schlichtes Brot
Hast du karg bemessen.

Aber wirfst du auf den Tisch
Endlich noch vom blanken
Sonnenschein ein Fenster voll,
Will ich still dir danken.

An den Gräbern der Mütter Schillers und Mörikes.

Cleversulzbach, 9. Mai 1885.

Wir kamen schüchtern mit dem ersten Grün,
Wir stören nicht die erdgeborgene Ruh
Heil'ger Gebeine. Wir verehren nur
Hier, wo die Asche blüht, die ewige Kraft,
Die sich das Sterbliche zur Werkstatt wählt,
Darin zu bilden, was unsterblich lebt.
Du stiller Boden, keimerfüllte Scholle,
Du weißt nicht, was du schweigend einst empfingst,
Als von dem Turme dort die Glocke klang!

Ihr Leiber, welk und müd hier eingesenkt:
Als eure Jugendkraft die Söhne trug
Und nährte aus des eignen Lebens Quell —
Hat euch ein Ton durchbebt, ein Vorklang nur
Von jenem vollen Wohllaut, dessen Macht
Aus eurer Söhne Mund die Welt bezwang
Und Geister nährt mit Schönheit für und für?
Still, Freunde, still! Hier ist ein Fragen schon,
Ein Ahnen schon verwegen. Laßt uns gehn!
Wenn zwischen Traum und Wachen uns vielleicht
Einmal ein ferner Klang das Ohr berührt,
Daß wir empor uns richten in der Nacht
Und nach den Sternen schaun, als ob von dort,
Vom Weltgeheimnis etwas nach uns riefe,
Dann ist's ein Hauch von dem, was Erd' und Himmel
Sich über diesen Gräbern leis vertraun.

Gottfried Keller.

Leuchtend blauer See, Hochgebirg voll Schnee,
Mattengrünes helles Schweizerland!
Gabst mir viel, was ich daheim nicht fand,
Ließest doch mir ein geheimes Weh.

Fesseln fielen ab, drin die Seele schrie,
Freier regt sich nun die eigne Kraft,
Und mein Leben steht im zweiten Saft —
Meiner Heimat doch vergeß' ich nie!

O mein Heimatland, liebes Schwabenland,
Wie du mir in meinen Träumen stehst,
Mich mit Morgenluft und Duft umwehst!
Meine Jugend reicht mir ihre Hand.

Wenn das Heimweh kommt, wenn ich einsam bin,
Wenn ich dein gedacht in Lieb' und Groll,
Wenn ich zweifle, wo ich wurzeln soll,
Flücht' ich zu dem Meister Gottfried hin.

Wo des Dichters Macht schreitet königlich,
Scepter schneidet aus der Sprache Holz,
Geisterthrone baut aus Freiheitsstolz:
Senkt aufs weiße Kreuz der Adler sich.

Da ist Schweizerland, da ist deutsches Land,
Königsglanz und schlichte Bürgertracht,
Weites Reich und freier Berge Pracht —
Da ist Heimat, und das Heimweh schwand!

Meister Gottfrieds Tod.

Nach eines langen Tages Müh' und Pein
Trat ich verdrossen in ein Wirtshaus ein.

Ich setzte schweigend mich zum vollen Glas
Und lauschte in mich selbst, weiß nicht, nach was?

Und sah, wie nach verlorenem Sommertag
Die Nacht jetzt vor der offenen Türe lag. —

Am runden Tisch dort saßen sie beim Spiel,
Darauf ein augenquälend Gaslicht fiel.

Und einer warf herüber mir ein Wort,
Der mich erkannt, und spielt' indessen fort:

„Der Gottfried Keller starb heut Nachmittag!"
Das traf mich nicht wie jäher Donnerschlag;

Ich wußt' es ja, daß er verreisen wollt',
Und 's war mir nicht, als ob ich weinen sollt'.

Ich wußte, käm' er jetzt — mit Seelenruh
Spräch' er zu jenen Spielern: „Spielt nur zu!

„Das Tödlein hat schon lang nach mir gezielt,
Mir ist's ganz recht, daß ihr so weiter spielt!"

Und dennoch war mir's bei des Spielers Wort,
Als wär' mir in der Seele was verdorrt,

Als fiel' mir etwas in den See hinab —
Ich weiß nicht mehr, was ich zur Antwort gab.

Ich glaub', ich hab' was Dummes gar gesagt
Und dann zerstreut nach meiner Zech gefragt,

Und dann mir noch einmal ein Glas bestellt — —
Das Gaslicht flimmert und die Karte fällt;

Nun ist das Spiel zu End; sie trinken aus
Und sprechen noch etwas und gehn nach Haus.

Am Billard auch der Kugeln heller Prall
Verstummt; die Lichter löschen überall.

Nur Eine Flamme noch ins Glas mir blickt,
Die Kellnerin am Schenktisch drüben nickt.

Und wie sie aufschaut und mein Glas ist leer,
Bringt sie mir ungefragt ein neues her

Und stellt zurecht den Teller noch mit Brot
Und spricht dabei: „Ja, ja, nun ist er tot!"

Ich sah sie an und sagte auch: „Ja, ja!"
Und schweigend saß sie dort und ich saß da.

Und durch die offne Türe sah die Nacht
Und fragte leis: „Nun, hab' ich's recht gemacht?

„Hast du verwunden deines Tages Pein?
Kannst du, wie er, nun stille, stille sein?

„Den hab' ich, wenn er mir am Halse hing,
Gepreßt, daß ihm der Atem schier verging.

„Den hab' ich in die Tiefen schau'n gelehrt,
Von wo mit heilen Knochen keiner kehrt.

„Er hat hinunter steten Blicks geschaut,
Und was er sah, nur mir allein vertraut.

„Und aus dem Mantel, den ich um ihn schlang,
Ist er hinweggeschlüpft mit Sang und Klang;

„Und hat der Sonne in das Angesicht
Geraden Augs geschaut, wie Licht in Licht;

„Und hat geschöpft aus ihrem Überfluß
Hinüber in die Seelen Guß um Guß;

„Und was im trüben Dämmer mürrisch sitzt,
Hat er mit einer Handvoll Licht bespritzt,

„Wie man im See beim lustigen Bade tut,
Wenn Sonnengold in jeder Welle ruht.

„Und war nur einer für das Licht nicht blind,
Ob auch ein Narr, der freut' ihn wie ein Kind.

„Er lud sie ein in Gottes Freudensaal,
Des Lebens arme Narren allzumal.

„Doch wer die liebe Sonne hat gehaßt,
Den hat er sich am rechten Ort erpaßt

„Und sicher ihm ins wurmige Herz und schnell
Den Pfeil gejagt, als wie dem Vogt der Tell.

„Stand wo ein Kind am Wege, bleich und bang,
Dem streichelt' er gelind die hohle Wang'

„Und steckt' ihm etwas in die magre Hand,
Ein Stückchen Hausbrot oder Engelstand.

„Wo Männer aufrecht standen in der Wehr,
Schwang er ein seiden Banner drüber her.

„Wo einer einsam saß beim sauren Wein,
Dem streut' er würzige Rosenblätter drein;

„Und wo ein irrend Herz im Elend brach,
Dem wischt' er von der Totenstirn die Schmach.

„Er hat gewußt, was Erdenjammer ist
Und wie das Leben an dem Leben frißt.

„Doch wenn er klagte, war es Melodie;
Geheult wie feige Hunde hat er nie.

„An Gottes Tisch hat allzeit er geglaubt,
Was auch der Teufel von dem Tisch geraubt.

„Und als er g'nug den Andern ausgeteilt,
Da ging er weg und hat nicht sehr geeilt;

„Hat einen Gruß der Sonne noch genickt
Und schon wie träumend sich zum Schlaf geschickt.

„Er kam zu mir und sprach: „„Da bin ich jetzt!
Vor dir auch hab' ich niemals mich entsetzt.

„Nimm mich in deinen Mantel wieder sacht
Und sei mir eine schöne gute Nacht!““

— So sprach die Nacht dort an der offnen Tür,
Da trank ich leer und macht' mich still herfür;

Und ging den Weg, den oft der Gottfried ging,
Und hört' aus jedem Stein ein leis Gekling;

Und kam ans Haus, drin stumm der Meister lag,
Und sog den Rosenduft vom nächsten Hag;

Und sah empor am eingeschlaf'nen Haus —
Da kam ein Mann und löscht' Laternen aus.

Zum Himmel lenkt' ich meinen Blick empor:
Den ewigen Reigen schritt der Sterne Chor.

Und weiter ging ich meinen nächtigen Gang,
Aus ferner Schenke tönte noch Gesang.

Der wallte festlich an der Gärten Rand:
Es war Herrn Gottfrieds Lied vom Vaterland.

J. G. Fiſcher.

Bei der Enthüllung ſeines Denkmals.

Drunten im Tal bei den andern haben
Wir deinen ſterblichen Leib begraben
In Sonnenregen und Maienlicht,
Dort, wo die Toten ſich reihen dicht.
Hier oben ſtellen wir heut allein
Dein Bild in der Hügel Kranz hinein
Zur Zeit, da ſie triefen von jungem Wein,
Da es knallt und ſprüht bei Tag und Nacht,
Wie's einſt dein Herz dir froh gemacht,
Du ſeliger Sänger von aller Luſt,
Die Feſttag hält in der Menſchenbruſt!
Hier oben, wo's noch zieht und weht,
Wenn's ſchwül da drunten ſtockt und ſteht,
Hier oben, wo du am liebſten gingſt
Und deiner Geiſter Beſuch empfingſt,
Sogar am hellen lichten Tag:
Hier daure dein Bild! Hier oben mag
Die luftige Schar deiner Liederſeelen
Sich nächtens begegnen und ſich erzählen,
Wie ſie einſt gejubelt und wie ſie gebangt
Und des Wortes Körper von dir verlangt,
Wie du ihn gabſt, und wie ſie dann
Hinausgezogen zu Weib und Mann,

Wie man mit ihnen geweint, gelacht,
Wohl auch ein kritisch Gesicht gemacht,
Und wie sie mählich Einkehr fanden
Weitum in allen deutschen Landen
Und einen vollen Lorbeer zuletzt
Dir auf die mächtige Stirn gesetzt.
— Und wenn sich die Seelen zur Ruh gelegt
An dem Sockel, der dein Bildnis trägt,
Wenn über dein Grab dort drunten im Tal
Heraufdrängt ein Morgendämmerstrahl,
Wenn die letzten Sterne niederlauschen:
Wie eines Riesenfittichs Rauschen
Weht's dann wohl auch heran und dröhnt,
Daß dir Granit und Erz ertönt.
Da rauscht's von deines Volkes Not,
Von seiner Kämpfe Aufgebot,
Vom Hadern der Stämme und Zittern der Kronen,
Von dem „Einen Mann aus Millionen"
Und von dem unerhörten Krieg
Und von dem ungeheuren Sieg
Und „daß Einmal nach tausendjähriger Frist
Der Norden und Süden Eines ist!"
Und wenn empor die Sonne taucht
Und dich mit Gluten überhaucht,
Du eines deutschen Mannes Bild
Von Schwabenart, frei, fest und mild,
Dann weht um dich wie hoch im Turm
Der deutschen Zukunft Glockensturm.

Wilhelm Hauffs Geburtshaus.

Zum 29. November 1902.

Morgenrot und finstre Mitternacht,
Märchenmondlicht über Heimathügeln,
Sagenschätze unter Drachenflügeln
Und das Feld der lauten Männerschlacht —
Auf dem Kalksteinfels ein ragend Schloß,
Drunten in der Erde tiefem Schoß
Der verbannte Mann in Tropfsteinklüften
Und das Hirschhornbanner in den Lüften —
Burschenschaft und heiliges Vaterland —
Frischer Kampf mit blanken Witzgeschossen
Gegen Narrenvolk und Modetand —
Träumereien an der Kellerwand,
Goldnen Weines Geister zu Genossen —
Junges, heiterernstes Dichterhaupt,
Schon vom dichten Lorbeerkranz umlaubt
Und umglänzt von milder Liebe Strahl —
Dann ein früher Tod nach raschem Siege:
All dies helle Wunder schlief einmal
Still dort oben in der engen Wiege.

An Eduard Paulus.

Heut hab' ich wieder auf die Welt geflucht,
Die mir von jeher stiefgesinnt gewesen,
Dann hab' ich deine Lieder vorgesucht
Und hab' mich wieder dran gesund gelesen.

Wenn irgendwo auf meinem Lebensgang
Ganz reiner Weg, ganz seliger Pfad gewesen,
So war es dort, wo ich mit dir in Sang
Und Zwiegespräch vom Erdenkrebs genesen.

Wenn auf den Hünenburgen uns umspann
Der Götternebel im Novemberwinde,
Wenn in das Glas der goldne Wein uns rann
In Sommernächten unter blühender Linde —

Wenn wir im Pfarrhaus unterm Rebenlaub
Des Lebens Rätsel ernst und lachend wogen
Und dann durch Marktgewühl und Kehrichtstaub
Der Alltagsgassen zu den Münstern zogen —

Wenn wir vom Apennin aufs weite Meer
Voll Andacht wie verklärte Geister schauten,
Indes dort unten wechselfarbig schwer
Um Felsenschloß und Turm die Nebel brauten —

Wenn durch die stolzen Gassen von Florenz
Wir wie mit Ghirlandajos Menschen streiften
Und durch den anemonenbunten Lenz
Der üppigen Medicäervillen schweiften —

Wenn uns aus allem Pfaffentrug zum Licht
Die klaren Bauten Brunellescos hoben
Und helle Gottesfunken ins Gesicht
Vom Meißel Michelangelos uns stoben —

Und wenn wir, heimgekehrt ins deutsche Land,
Uns trotzig wieder gegen Larven stellten
Und siegreich standen, Schwert und Glas zur Hand,
Ob noch so heiser kleine Füchse bellten —

Wenn — — das war Leben, war ein ganzes Stück
Von dem, was ewig fest, was nie verwittert!
Und seh' ich klaren Augs darauf zurück,
Begreif' ich nicht, wie je mein Herz gezittert.

Vorwärts durch Wust und Rauch und blödes Nichts,
Das wichtigdumm sich bläht und morgen modert!
Und dann ins Grab! — wir Erben jenes Lichts,
Von dem wir sicher wissen, wo es lodert!

Bruder Tod.

Setz dich ruhig zu mir, Tod, an denselben Tisch!
Trink aus demselben Glas, ob es auch kärglich nur
Mir der sparsame Wirt gefüllt,
Der in dem Hause des Lebens waltet.

Rücke näher getrost! Meinst du, mir grause vor dir?
Hab' doch mein Lebtag nie blöd an das Märchen geglaubt,
Daß dir schlottre das Klappergebein
Unter dem prächtig wallenden Mantel.

Weißt du's nimmer, wie flott wir zusammen gezecht,
Dort, wo der Lindenblust uns in die Gläser fiel?
Leise rauschte der Neckar vorbei,
Farbige Banner flogen und Bänder.

Seitwärts saß ich mit dir von der Genossen Schwarm,
Brennend Weh in der Brust. Durch den erwachenden Geist
Zog ein Atem der Dichtung schon,
Rauschte der Märzensturm der Liebe.

Lächelnd trankst du mir zu, und ich sah dir ins Aug,
Sah dir ins kecke Gesicht, jugendlich herb wie mein's —
Damals tranken wir Brüderschaft!
Alter Geselle, gedenkt dir's nimmer?

Denkst du der Tage noch, da du Schlachtengebrüll
Wildaufatmend erhobst, blutig und rauchgeschwärzt
Meines Volkes zersplitterte Kraft,
Finsterer Schmied, zusammenschweißtest?

Damals schrittest du groß, dräuenden Blicks vorbei,
Tatest, als kenntest du kaum noch den bescheidenen Freund,
Reichtest mir nur im Vorübergehn
Rasch die ehern besaitete Harfe.

Drauf mein eigenes Haus hatt' ich gebaut — und du
Saßest im Winkel still, nicktest mir lächelnd zu,
Wenn ich die ewigen Rätsel wog
Keuchenden Atems bei nächtlicher Lampe;

Wenn ich aus blutender Brust sehnende Lieder hob,
Wenn ich im Zorn auffuhr über des Volkes Schmach,
Weil es der Ehre Eisengewinn
Gierig um trügliches Gold vertauschte.

Denkst du des Sommertags, da zu dem festlichen Mahl
Ungebeten du kamst und an der schmalen Hand
Leise das blühende Kind ergriffst,
Schweigend hinaus in die Nacht es führtest —?

Weinend folgten wir nach, deckten mit Blumen das Bett,
Drein du die Süße gelegt dort an dem sonnigen Hang —
Weißt du noch, wie du die kühle Hand
Sänftigend mir auf die Schulter legtest?

Wie mir so trostvoll klang dein tieftönendes Lied,
Wenn mir die harte Not roh an die Seele griff,
Wenn mir den finsteren Schatten warf
In das Gemach die geflügelte Sorge —?

Sprich, was tust du so fremd? Reut dich die Freundschaft jetzt,
Die wir so lang gepflegt — weil ich mit härterer Faust
Als dereinst in den Rosenhag
Jetzt in die Nesseln des Lebens greife —?

Oder fehlt dir die Ruh? Hast du Eile, Gesell?
Sinnst du auf Völkergeschick wieder wie dazumal,
Daß dir ein einzelnes Menschenkind
Nichts mehr gilt im erhabenen Brüten?

Wägst du die Massen schon schwer auf der Wage des Kriegs,
Leichenmassen zu Hauf, welche du schichten willst,
Wenn die bröckelnde Tünche bald
Fällt von der Lüge des Völkerfriedens?

Siehst du das Feld schon reif? Zählst du die Garben schon?
Oder bedenkst du schon, selber schaudernd, den Tag,
Da den Völkerkampf als ein Spiel
Edlerer Art wir preisen werden,

Weil so scheußlich wie nichts, geifernd das tolle Tier,
Dessen Mutter die Not, dessen Vater der Neid,

Blutberauscht in Vernichtungsgier
Zerrt an den Eingeweiden der Völker —?

Oder ist's nicht so weit? — Schone, soviel du darfst!
Schone mich selbst, so lang mir noch das heilige Lied
Aus vernarbenden Wunden träuft
Und in des Schwertes Griff mir die Faust paßt!

Gönne mir, daß ich dich Freund nenne auch fürderhin,
Daß ich am schwülen Tag denke der kühlen Nacht,
Da mir soll an dem letzten Glas
Ernst und leise das deine klingen.

Musik.

Einst stieß ein Mensch den gellenden Schmerzensschrei
Aus wunder Brust. Ein Anderer jauchzte laut
In roher Lust. Ein Dritter sehnsuchtheiß
Warf einen Lockton einem Weibe zu.
Ein Vierter ahmte Vogelstimmen nach,
Der Herde Brüllen und der Bäume Ächzen,
Des Donners Rollen und des Windes Stöhnen.
Noch einer pfiff so närrisch vor sich hin;
Ein Schwacher sang vor Angst melodische Töne,
Ein Starker stimmte seinen Schlachtruf an,
Und einer lallte trunkenen Mutes so,
Als ob ein Gott ihm seine Zunge löse.
Doch jeder tats für sich — und tausend Töne,
Sie gaben niemals eine Harmonie.

Dann kamen Götter. Mit den Göttern kam
Der Priester, kam das Opfer. Den Altar
Umzogen Chöre, rhythmisch, tanzbeschwingt,
Es tönten Tuben, Pauken und Drommeten,
Man sang von Göttern, Helden — und gedämpft
Erklangen Saiten, wenn geheimnisvoll
Des Gottes Leiden ein Mysterium
Dem Volk verhüllte. Strenge Harmonie
Zwang endlich alles — und der Gott war alles

Und was vom Gott der Priester deuten wollte.
Den ganz ureignen Schmerz verschloß der Mensch
In wunder Brust. Für seine tiefste Lust
Fand er den Ton nicht mehr. Und in den Kampf
Ging er ergrimmt und stumm — zum Siege nur
Sang ihm ein Priesterchor des Gottes Lob.

Inzwischen lüstete das Menschlein doch,
Geduckt vor seinem Gott, abseits vom Priester,
Auf grünen Wiesen und beblümten Heiden
Sein lustig Tänzlein nebenher zu tanzen,
Sein lockeres Liedlein in die Luft zu trillern
Und seinem Schätzlein was ins Ohr zu flöten,
Was weder Gott noch Priester wissen sollte.
Verweichlicht ward die strenge Harmonie,
Verlüstelt und verwitzelt und vergeilt,
Von föhnig schwüler Leidenschaft verweht —
Schwächliches Zirpen statt Posaunenton!

So ging es lang. Doch als die Zeit kam, fuhr
Germanischer Männertrotz wie Schwertesblitz
Und starker Orgelton und Schlachtgesang
Heraus, hindurch. Vor seinem Gotte steht
Aufrecht der Mann, der Priester tritt zur Seite —
In seinem eigenen Liede spricht der Mann
Mit seinem Gott von Lust und Leid und Kampf,
Und was er liebt und was ihn schmerzt und freut,
Zum freien Himmel singt er's keck empor

Aus eigner Bruſt; die eigne Harmonie
Klingt ihm durch's unverworrene Gemüt,
Und was er lebt, wird ihm zu Sang und Klang.
Und Mannszucht hält er. Weibiſchen Flötenton
Und Klageweiberweiſen kennt er nicht.
Er kennt den Kampf, das Leid, die keuſche Liebe,
Den hellen Lebensjubel und den Tod.
Und was den Tod nicht fürchtet, was in Kraft
Des Lebens ſchäumt, das iſt ſein neues Lied,
Iſt ihm Muſik und deutſche Harmonie.

Sprüche und Reime.

I.

Erst satteln, dann reiten!
Doch ist zu Zeiten
Verloren der Mann,
Der ohne Sattel nicht reiten kann.

II.

Willst du der Welt was Rechtes leisten,
Mußt du zuerst was Rechtes sein!
Nur Halbes wird und Schlechtes leisten,
Wer sich nicht selbst kann setzen ein.
Ein Lump, wer andern will etwas geben
Und kann's nicht aus eigenem Schatze heben!

III.

Nur alles beim rechten Namen nennen!
Und solltest du dir das Maul verbrennen:
Es gibt noch schlimmeres Brandmal,
Das ist der Lüge Schandmal.

IV.

„Ich bin durchaus nicht gegen dich!"
Sagt dir ein Biedermann.
Doch stehen andre gegen dich,
So geht er sachte hinter sich
Und tritt dich, wenn er kann.

V.

Schweigsame Leute hab' ich gekannt,
Sie sind mir nie zu Hof gerannt,
Doch wenn es galt, für mich einzutreten,
Taten sie 's Maul auf ungebeten.

VI.

Nur jeden gradaus angeguckt!
Es kratzt sich keiner, den's nicht juckt.

VII.

Warum dir der und jener grollt?
Weil er dir eigentlich danken sollt'.

VIII.

Den Dank bezahlen nach Mark oder Gulden,
Das kann auch der gemeinste Wicht;
Unwägbare Dankesschulden
Ertragen niedrige Seelen nicht.

IX.

Gegen Heimtücker rücksichtslos!
Lächle, kränkt dich die Dummheit bloß!
Sieh vorbei an den feigen Tröpfen,
Laß dich nicht ein mit verworrenen Köpfen!

X.

Herrn Gscheidle stimmt' ich einmal zu,
Ich konnte seine Meinung loben;
Nun krieg' ich weder Luft noch Ruh
Vor seiner Hochwohlweisheit Proben.

XI.

„Seine Fehler hat ein jeder!"
Das ist längst schon ausgemacht.
Seine Dummheit hat ein jeder —
Das wird weniger bedacht.

XII.

Du, rede mir nicht von Gottvertrauen!
Tust ja nichts als Luftschlösser bauen;
Und wenn die Schlösser in Luft zerstieben,
Meinst du, Gott sei dir was schuldig geblieben.

XIII.

Der ist mit den Menschen übel dran,
Der über sie nicht lachen kann.
Laß dir die Toren heiter behagen,
So wirst du auch die Schlechten ertragen.

XIV.

Demut preist sich selber nicht.
Wer laut von seiner Demut spricht,
Wird wohl in seines Herzens Falten
Ein schön Stück Hochmut verborgen halten.

XV.

Hochmütig werden sie stets dich schelten,
Sobald du mit eigenem Wert willst gelten;
Sei Null wie sie, auch nur zum Schein,
So wirst du wohlgelitten sein.

XVI.

Der Deutsche wär' oft minder verstockt,
Wär' er nicht so bierverhockt!
Wie das auf seinem Stammsitz klebt
Und langsam seinen Schoppen hebt
Und wenig spricht und nicht viel denkt
Und sich in Rauch und Dunst versenkt!

Und also jeden Abend auf Erden,
Den der liebe Herrgott in Gnaden läßt werden!
Was kann gedeihen in solchem Brei
Als hartgesottne Philisterei!

XVII.

In Siegesglanz und Herrlichkeit
Ist's leicht, bei seinem Volk zu stehn.
Bist du zu leiden auch bereit
Mit deinem Volk in trüber Zeit?
Mit ihm, wenn's sein muß, unterzugehn?
Die Probe laß mich sehn!

XVIII.

Bismarck.

Schweiget mit Liedern, ihr Deutschen! Ihr danket dem Mann mit der Tat nur
Der euch mit Taten erschuf, was ihr mit Liedern begehrt!

XIX.

Ei, welch niedliches Kätzchen! Woher denn? „Aus Rom!" Was der Tausend!
Und womit — um Verlaub! — füttert ihr's? „Mit Toleranz!"

Nahrhaft Futter, ihr Herrn! Nur fürcht' ich, es frißt sich das Tierlein
Rasch zum Tiger dabei, welcher euch selber verspeist.

XX.

Nicht zur Beicht und nicht zum Tanz
Laß du dein junges Mädel gehn,
Willst du immer dein Blümlein sehn
Heil und ganz!

Bei dem Tanz ein loser Knab'
Streift vielleicht —
Ohne Zweifel in der Beicht
Streift ein Pfaff den Duft dem Röslein ab.

XXI.

Was dies Marmordenkmal verkünde, mein Sohn,
Von Musen und Genien umwandelt?
Das böse Gewissen der Nation,
Die den Lebenden schmählich mißhandelt.

XXII.

Weil das Weltall voller Mißklang ist,
Sei's auch nur fürs Ohr frühreifer Knaben,
Darum darfst du, falls modern du bist,
Keinen Einklang mehr im Busen haben?

Wie du willst! Nur schilt uns andre nicht,
Die wir Menschen sind und nicht mehr Affen,
Daß wir das, was draußen uns gebricht,
In der eignen Brust uns keck erschaffen!

XXIII.

Wahrheit und Schönheit im Streite? Das echte Philister-
vexierbild!
Aber die Frage dabei? Sagt, wo der Schulmeister steckt!

XXIV.

Wissenschaft und Kunst sind zweierlei!
Leugnest du's, so folgt daraus ganz klärlich:
Eins von beiden ist der Welt entbehrlich,
Dir sind sie entbehrlich alle zwei!

XXV.

Der Dichter wird dich tief nicht rühren,
Der dir vom Leid nichts gibt zu spüren.
Der Frühling besteht auch nicht allein
Aus Blumenduft und Mondenschein.
Nur braucht der Dichter, um wahr zu bleiben,
Nicht jeden Frühlingskatarrh zu beschreiben.

XXVI.

Setzet ein Kind ans Klavier und laßt mit den Fingern es tippen:
Mancherlei Töne gewiß, wirkliche, kommen heraus!
Schreibt sie doch auf, wie sie sind: ein musikalisches Kunstwerk
Ohne Zweifel entsteht, eurer Ästhetik gemäß!
Schrieb Beethoven ein Werk, so griff er wohl auch in die Tasten,
Horchte genau, wie es klang, prüfte den wirklichen Ton;
Aber ihm hatte zuvor im Grunde der Seele geklungen,
Was in den Tasten er griff, was mit den Noten er schrieb.
Und so zwang er auch noch zu Harmonieen die Töne,
Als längst nimmer sein Ohr wirkliche Töne vernahm.

XXVII.

Den Menschen von dem Dichter trennen
Heißt: weder Menschen noch Dichter kennen!

XXVIII.

Weil ich arm bin, weil ich dienen muß,
Weil sie im Dienst mir dürfen befehlen,
Soll ich setzen nach ihrem Takt den Fuß,
Mich selbst verstümmeln, mich selbst bestehlen.

Daß ich reich bin, daß ich frei sein will,
Daß ich, wo sie kriechen, kann fliegen,
Das verstehen sie nicht — Herz, trotze still!
Sie können dich brechen, aber nicht biegen.

XXIX.

Was ich sein will? Nichts als ich selber,
Ob es euch ärgere gelb und gelber!
Und ist's nicht viel, was ich bin,
So ist's doch das, was ich bin!
Ihr freilich dünkt euch wohlgeschaffen,
Wenn ihr nichts seid als andrer Affen.

XXX.

Ich trug meine Last von Jugend an.
Was habt denn ihr dabei getan?
Mich gehudelt, wo ich mir's ließ gefallen,
Meine Wunden sondiert mit täppischen Krallen,
Dann die Nasen gerümpft, die Achseln gezuckt —
Und hätt' ich nicht hin und wieder gemuckt,
Mich steif und störrisch und borstig gehalten,
So hättet ihr auf mir Holz gespalten.
Doch an den Pack, der aufs Kreuz mir geschnürt,
Habt ihr nie mit einem Finger gerührt.

XXXI.

Das Weltleid trag' ich nicht,
Ich trag' mein eignes Leid;
Vom Weltleid klag' ich nicht —
Drin weiß nur Gott Beſcheid.

Es mag unendlich ſein,
Was Gott an Leid ſchon trug,
Mein eignes Leid nur klein —
Für mich iſt's groß genug.

XXXII.

Jugendleid und Weh
Iſt Aprilenſchnee,
Großgeflockt und leicht;
Schmilzt, bevor er den Boden erreicht.
Ein ander Ding ſind Mannesleiden,
Die fein wie Winterſchneeſturm ſchneiden.

XXXIII.

Jung bleiben in der Jahre Flug,
Der Mühen und Sorgen lachen —
Gebt mir nur Luft und Sonne genug,
So will ich's ſchon machen.

XXXIV.

Nicht hoffen aber feste stehn,
Den Dienst tun und den Dank verschmähn,
Durch Tränen immer klarer sehn —
Am Ende wird's zu Ende gehn!

XXXV.

Du machst dir alles viel zu unbequem!
Der Lebensweisheit Hälfte liegt in dem:
Nicht ernsthaft nehmen das Nichtige,
Nicht wichtig das Unwichtige.

XXXVI.

Brich kein Zweiglein an dem Hag,
Ohne dranzudenken,
Daß es seinen letzten Tag
Welkend dir muß schenken;
Daß es auf der ganzen Flur
So wird keins mehr geben,
Daß du jede Freude nur
Einmal kannst erleben.

XXXVII.

Vom Bluste der Jugend
Wie viel auch verweht,
Was an fühlsamer Tugend
Wie Wasser zergeht —

Eins wird bei den Kennern
Gewürdigt stets sein:
Mit vernünftigen Männern
Ein gutes Glas Wein.

XXXVIII.

Manches liest man zwischen den Zeilen,
Die ein echter Dichter schrieb,
Doch das Beste war zuweilen,
Was ihm in der Feder blieb.

XXXIX.

„Von allen euren Liedern
Was wird am Ende bleiben?
So laßt in Gottes Namen
Das Singen und das Schreiben!"

Von dieses Baumes Blüten
Was wird am Ende bleiben?
Soll er, du Mann des Jammers,
Drum keine Blüten treiben?

XL.

Tausend Falter über den Wiesen —
Willst du sie alle fangen und spießen?
Tausend Gedanken von tausend Dingen —
Soll ich alle in Verse bringen?

Kampfspuren.

I.

Die Freunde fallen links und rechts,
Kein End noch seh' ich des Gefechts —
Das traf mich selbst — das wieder —
Schon werden mir matt die Glieder,
Das warme Blut, es rinnt und eilt.
„Zurück!" — Schon recht! Glaubst du, das heilt
Dort hinten in zwei Stunden?
Das Spittelstroh gefällt mir schlecht —
Wie steht's mit meinen Wunden?
Rasch, Doktor, sie verbunden!
Dann — wieder ins Gefecht!

II.

Ich merk' es wohl, dies innere Verbluten —
Ganz langsam geht's,
Zuweilen stockt und steht's,
Dann wieder quillt es hin in rascheren Fluten.

Es ist nur eine kleine, leichte Wunde,
Doch heilt sie nicht.
Sie sitzt am Herzen dicht,
Und jäh, ich spür' es, kommt die letzte Stunde.

III.

Und doch ist's wahr: auch solche Wunden heilen!
Das Leben schlägt sie, Leben heilt sie auch.
Das Beil lag an dem Stamm, das Feuer im Strauch —
Der Frühling kommt und alle Knospen eilen.

Ich wußte nicht, wie stark die Lebenssäfte
Aus meinen Wurzeln steigen. Aber lang
Kann's nicht mehr dauern, und ich bete bang:
So lang du mich noch brauchst, Gott, gib mir Kräfte!

Horizont.

Riesenberge sah ich steigen
Keck dem Himmel zu,
Um ihr Haupt den Wolkenreigen,
Leuchtend Firn und Fluh.
Aber all ihr mächtig Scheinen,
Atherhell besonnt,
Gab ich gerne um den einen,
Um den großen, stillen, reinen
Meereshorizont.

Meiner Heimat Hügel neigen
Sich ins Dämmerlicht,
Ihre schlichten Linien steigen
In die Wolken nicht.
Doch dahinter steht ein Scheinen,
Abendlich durchsonnt,
Und ich ahne fern den einen,
Unermeßlich großen, reinen
Weltenhorizont.

Innenlicht.

Droben hängt der Himmel grau und dicht,
Aber dennoch ist es hell und licht
In den herbstlich kühlen Waldesräumen —
Denn das Licht kommt aus den Bäumen.

Kommt es ihm von draußen nicht,
Schafft der Wald sich still sein innres Licht,
Läßt er goldrot sich die Blätter färben
Vor dem Sterben.

Was durch Sommergluten sich gekämpft,
Leuchtet siegreich nun und mildgedämpft
Durch den Wald, dem fremde Lichter fehlen,
Wie durch leiderprobte starke Seelen.

Sylvesterlied der Narren.

Aus einer Komödie.

Kling, kling! Was ist ein Jahr?
Narrenzeug, verlegene War',
Morgen aus der Mode.
Wollt ihr alles richtig schätzen,
Untersuchet nur die Fetzen
Aug' in Aug' dem Tode!

Kling, kling! Wie schmeckt das Glas? —
Nach drei Monden wächst das Gras
Über all dem Plunder.
Laßt den seichten Schaum verschäumen!
An den Reben reift und Bäumen
Bald ein neues Wunder.

Kling — klirr! Da bricht ein Glas!
Als ein Zeichen nimmt er das,
Jener Narr, der bleiche?
Neues Glas, und weg die Scherben!
Wer sich fürchtet vor dem Sterben,
War schon gestern Leiche.

Kling, klang! Hinab den Reſt!
Jeder Tag iſt uns ein Feſt,
Das wir ſelbſt uns geben.
Aber nicht ein Feſt, das laut iſt —
Nur wer mit dem Tod vertraut iſt,
Hat ein Recht zu leben.

Schneenacht.

Die Vögel ſind ſchon lang verſtummt,
Das Feuer hier im Ofen ſummt,
Und auf der Straße draußen knarrt
Und knirſcht der Schnee wie Eis ſo hart,
Wenn ſchwer die Fuhrmannswägen gehn
Und langſam ſich die Räder drehn;
Doch aus dem Räderknarren ſchwingt
Sich's heimlich auf und ſingt und klingt
Wie fernes Glockenläuten.
Was läuten dieſe Glocken ein?
Soll's eine große Freude ſein?
Soll's neues Leid bedeuten?
Halt feſt, Herz, und laß läuten!

Wiedersehen.

Seh ich endlich, starkes Meer
Dich nach Jahren wieder!
Und dein rüstiges Wellenheer
Singt die alten Lieder.

Weit da draußen, unbewegt
Hängen Purpursegel,
Und am Strand die Woge schlägt
Nach der alten Regel.

Landwärts drängt und treibt der Flut
Ungebrochner Wille —
Und am Horizonte ruht
Eine stäte Stille.

Grabfund.

Als ich noch jung war, hab' ich auch gelauscht
Auf jeden Ton, der tief im Walde rauscht.

Zum Liede ward mir jeder Sonnenstrahl,
Der durchs Gezweig sich übers Moos hinstahl.

Doch tiefer wollt' ich. Durch Gestrüpp und Stein
Schürft' ich in eines Hünen Grab hinein.

Vergraben lag dort, was ein Mann begehrt:
Ein goldner Stirnreif und ein gutes Schwert.

Ich nahm's nach Haus. Die Klinge putzt' ich blank,
Den Goldschmuck warf ich lässig auf die Bank.

Als ich ihn wieder suchte, war er weg.
Das Schwert blieb mir zur Hand auf Weg und Steg.

Oft focht ich sieglos, wich in taubem Zorn,
Doch meine Wunden trag' ich alle vorn.

Hart wurde mir die Hand am Schwertesgriff,
Karg ward mein Lied und wie das Schwert von Schliff.

Der Goldreif aber, den ein Grab mir gab,
Der findet sich vielleicht auf meinem Grab.

Mein Geburtsort.

Eine Wiese voll Blumen, warm zitternde Luft —
Ein Tannwald voll Harz- und voll Erdbeerduft —
Eine Dorfgasse und ein plätschernder Bronnen,
Ein Pfarrhof, von Licht und von Grün umsponnen —
Eine Stube mit geschlossenem Laden,
Durch ein Astloch herein ein leuchtender Faden
Von Sonnenstaub — ein schläfriges Kind
Auf der Mutter Schoß, an der atmenden Brust —
Draußen lustiger Sommerwind —
Alles andre im Gedächtnis verloren —
Nur noch ein Zweiglein mit Kirschenblust:
Das weiß ich vom Ort, wo ich bin geboren.

Mittagssonne.

Wo ich sterben werde, weiß ich nicht,
Aber sterben möcht' ich einst im Licht,
In dem hellen, breiten Mittagsstrahle,
Der mir Labsal war viel tausendmale.

In die Mittagssonne Tag für Tag,
Jeden Tag, an dem sie scheinen mag,
Trag ich meine Freuden, meine Leiden —
In der Mittagssonne möcht' ich scheiden.

Wenn sie heiß auf jene Mauer glüht,
Wo am Hang die heilige Rebe blüht
Und die Sommerfalter lautlos fliegen,
Stählt sie mir die Kraft zu meinen Siegen.

In dem vollen Mittagssonnenlicht
Schläft mein Leben, wird mein Tod zunicht,
Schweigen meine Freuden, meine Leiden —
In der Mittagssonne laßt mich scheiden!

Angang.

Am Morgen ging ich aus, war müd und krank —
Bald saß ich mürrisch auf der nächsten Bank.

Ich schalt mich selbst: wirst du schon altersschwach?
Laß dich begraben, Kerl! 's ist eine Schmach!

Da kam des Weges eine alte Frau,
Zahnlos ihr Mund, die Haare silbergrau.

Doch aufrecht schritt sie, fest und strack daher;
Ihr Marktkorb war von Frühlingskräutern schwer

Und eine Blume lag noch obendrauf.
Keck sah sie drein. Jetzt sprang ich zornig auf:

Schäm dich! Willst du das Alter fürchten gar?
Und hast im Bart noch kaum ein graues Haar!

Und hast noch manchen scharfen Zahn im Mund,
Werklust und Kampfzorn noch im Herzensgrund!

Das bißchen Krankheit — was! Wer fragt darnach?
Hast du vergessen, was der Bismarck sprach:

„Ein braves Pferd stirbt in den Siehlen." — Gut!
An deine Arbeit, Mensch, und hoch den Mut!

PT
2647
E56A17
1903

Weitbrecht, Karl
Gesammelte Gedichte

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 07 05 06 001 1